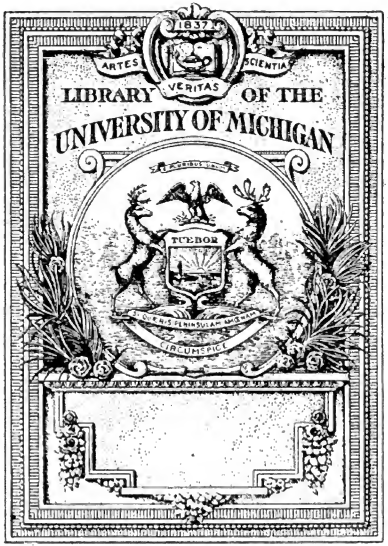
A 728,615

Das zweite Leben

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
Z2g

Das zweite Leben

Das zweite Leben

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn, 1867 –

Einundsiebzigstes bis fünfundachtzigstes Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1918

A. g. XIII.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1918
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

12-13-21

Seinen lieben Freunden

O. und M. von Halem

gibt dieses Buch zu eigen

Ernst Zahn

350385

Wir alle müſſen es lernen,
was leben heißt,
bis zu der Stunde, der fernen,
da vor den ewigen Sternen
für uns der Vorhang reißt.

Wir alle müſſen es tragen
mit Leid und Schuld.
Wir hoffen, ſuchen und wagen,
um uns am Ende zu ſagen:
das Beſte war Geduld.

Und wenn wir einen ſchauen,
der irre ging,
wie ſollte uns vor ihm grauen?
Für ein klein' Reſtlein Vertrauen
iſt keiner zu gering.

Erſtes Kapitel

Die Sonne ſah durch das kleine, hochgelegene Fenſter mit den dunkeln Gitterſtäben, die das Licht in viele Teile ſchnitten, damit der unten in der kahlen Zelle nicht ein zu großes Stück Frühlingshelligkeit zubemeſſen bekam. Die Sonne war gütig, denn wenn ſie nicht ſo hoch an den Himmel hinaufgeſtiegen wäre, hätte ſie nicht in die Tiefe der Zelle hinabzuleuchten vermocht. Die langen ſchwarzen Schattenſtriche der Gitterſtäbe waren auch nicht imſtande, die fromme Güte zu vereiteln, mit der ſie den berührte, der auf der Schlafbank lag. Ihr Licht hatte etwas von der ſanften Berührung einer Mutterhand; Mütter ſtehen auch am Lager und betaſten ſorglich ſchlafende Kinder.

Magnus Im Ebnet lag mit hochgezogenen Beinen. Der geſchorene Kopf ruhte auf dem einen Arm, die Hand des anderen war gegen die Bruſt geſchoben und hielt die Taube. Magnus Im Ebnet trug den ſchrecklichen Anzug mit den vielen Querſtreifen, die auch wieder wie ein Gitter ſind und den nur die tragen, die aus dem Leben hinausgeſtorben ſind, ohne tot zu ſein. Die weite Kleidung

aus dem groben Stoff, dieſes grauſame Futteral, in dem der Körper arm und erniedrigt und wie abgezehrt ſcheint, ſtand dem Gefangenen beſonders roh, denn der Hals und die Armgelenke, wo ſie aus Kragen und Ärmeln traten, hatten eine weiße, faſt zarte Schlankheit. An der Bruſt blitzte etwas Metallenes in der Sonne. Das war das Meſſingſchild mit der Nummer 14, der gleichen, die draußen über der Tür der Zelle ſtand. Und dicht neben dieſem Schild, aber durch den Rock vor dem Metall geſchützt, lag die weiße Taube.

Die Sonne war neugierig und ſah in die Rockfalte hinein. Das Gefieder des Vogels war ſchneeweiß, und die Männerhand, die es halb umſpannte, bleich und hager und langfingrig. Aber ganz wunderhaft war es, wie die Taube mit dem Kopf in den Mannsrock geſchmiegt lag. Sie lag wie ein Kind da, wie ein Säugling bei der Mutter liegt.

Ein Seufzer unterbrach die regelmäßigen Atemzüge des Schläfers Magnus Im Ebnet. Er regte ſich, dem Erwachen nahe. Im gleichen Augenblick tat auch die Taube die Augen auf, runde, mehlbeerrote Augen, die wie Juwelen in dem zierlichen Kopfe ſtanden. Sie blinzelten nur, ohne daß der Kopf ſich von der Stelle rührte. Erſt als der Menſch ſich von der Bank aufrichtete, pluſterte ſich auch der Tierleib etwas auf und wurden in Magnus' Hand die roten, ſcharfbekrallten Füße ſichtbar.

„Hans!“ sagte dieser mit einer tiefen, etwas heiseren Stimme, wie ein von schwerer Krankheit Genesender spricht.

Die Taube gurrte zur Antwort, und mit einer kurzen, flatternden Flügelbewegung schwang sie sich von seiner Hand auf den Schrank zu den Büchern, die da oben aneinandergereiht standen.

Magnus erhob sich. Eine Weile beachtete er das Tier nicht weiter. Dieses aber folgte mit den Augen jeder seiner Handbewegungen und hielt das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, als ob es auf ein Wort warte. Im Ebnet zerrte den hartstoffigen Anzug zurecht. Dann sah er auf eine kleine Holzuhr, die an der kahlen Wand den Pendel hastig hin und her schwang.

„Zehn Minuten zu lang,“ sagte er, die Taube ansehend, und sie gab ihm wieder durch ein Gurren Antwort, als ob sie jedes Wort verstehe und genau wisse, daß sie beide den Mittagsschlaf zehn Minuten über die Zeit ausgedehnt hatten.

Die Zelle enthielt außer dem Schrank und dem Schlafschragen einen Tisch mit dem blechernen Waschgeschirr, einen lehnenlosen Stuhl und eine Werkbank, auf der Schnitzerwerkzeug lag. An den getünchten öden Wänden hingen allerlei Schnitzwaren, kleine Kästchen, Gestelle, ein Gekreuzigter und eine Anzahl Zeichnungen, die ein ungeschultes, aber starkes Talent verrieten.

„Sonntag!“ sprach Magnus Im Ebnet wieder.

Die Taube gurrte.

Der Mann trat vor einen kleinen Spiegel und zog ſich den Hemdkragen zurecht, um den eine dunkle Seidenſchnur gezogen war. Sonntag, dachte er abermals und betrachtete den genähten Abſchluß der Hemdärmel, die ſo klatſchweiß von den graubleichen Armgelenken abſtachen. Dann ſetzte er ſich auf den Stuhl, bog den Kopf in die aufgeſtützten Hände und ſtarrte vor ſich nieder. Die Sonne kam wieder zu ihm und betaſtete ihm mit den warmen Fingern das Haar. Es ſchien ein wenig grau. Die Hände blieben um den Schädel geſpannt, der mit den Hämmern des Kummers und der ſchweren Gedanken gehämmert war. Die Zeichen des guten Lebens hatten ſie weggeſchlagen. An den Schläfen und in den Wangen waren Höhlungen, in der hohen Stirn viele Striche und Schnitte, ſenkrechte und wagrechte. Wer ſie leſen konnte, dem mußten ſie wie Buchſtaben ſein, aus denen die Worte zur Geſchichte des Magnus Im Ebnet beſtanden. Das Geſicht war nicht häßlich, es ſtand nur der leidende Zug darin, den Mangel an Luft und Freiheit und Überfluß an Nachdenken einzeichnet. Es gab kein Zeugnis für Im Ebnets Alter. Er konnte fünfzig, aber auch erſt dreißig Jahre zählen. Der ſtarke Bart war raſiert, aber an Kinn und Wangen ſtachen die Stoppeln ſchon wieder. Das ſah nicht gut aus. Die Augen hafteten am Boden, wo die

Sonne ſpann. Er ſah lange in ihr Rinnen und Spinnen hinein.

Da klang ein Geräuſch draußen am Türſchloß. Magnus wurde aufmerkſam. Aber er richtete ſich mit einer müden Gelaſſenheit auf, die etwas Gleichgültiges gehabt hätte, wenn nicht der Schein in den Augen geweſen wäre. Dieſe Augen waren groß und grau und glänzten. Von ihnen belebt erſchien das Geſicht gütig. Ihr Blick war jetzt auf die Tür gerichtet und nahm den Ausdruck einer beſcheidenen und doch nicht unterwürfigen Freundlichkeit an.

Der Anſtaltspfarrer trat ein, ſchwarzgekleidet, ſchwarzhaarig, bleich. Er hatte das linkiſch ſteife Weſen eines Menſchen, der in der Sorge um andere nicht Zeit hat, an ſeine eigene Erziehung zu denken.

„Sonntag, Im Ebnet," ſagte er, gerade wie dieſer zur Taube geſprochen hatte.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, daß Sie wieder zu mir kommen," erwiderte dieſer, und die Taube gurrte dazu.

„Sie iſt immer noch Euer Echo," meinte Pfarrer Ott und lockte das Tier, das ſeinen zierlichen Kopf horchend neigte.

„Heute ſind es zwei Jahre, daß ſie mir zugeflogen iſt," ſagte Im Ebnet.

„Es ſcheint ein Lostag in Eurem Leben," antwortete der Pfarrer.

„Sie ſind ſchuld, daß ich ſie behalten durfte. Ich bin Ihnen immer dankbar.“

Die beiden Männer ſetzten ſich, der Geiſtliche auf die Pritſche, der Sträfling auf den Holzſtuhl.

„Sie meinen alſo wirklich, daß übers Jahr —“ begann dieſer wieder.

„Ich meine es nicht nur, ich weiß es,“ gab jener zurück.

Magnus Im Ebnet ſtand auf, tat ein paar Schritte ins Leere und kehrte auf ſeinen Stuhl zurück. Seine Hände zuckten. „Es macht mich unruhig, obſchon noch ein Jahr hin iſt,“ geſtand er dann, und ſeine Finger legten ſich ineinander, als winde er die Erregung nieder.

„Ich begreife das. Es wird ein großer Schritt ſein.“

„Manchmal bin ich ungeduldig. Und manchmal — möchte ich, daß es ſich nicht mehr änderte, ehe das Leben ſelber endet. Aber das iſt ein Mangel an Seelenſpannkraft, wie er ſich in ſo engem Kreiſe nach und nach ergeben mußte.“

Magnus ſenkte den Kopf wieder mit jener ſeltſamen Gebärde in die Hände, die ſich anſah, als grabe er mit den langen Krankenſtubenfingern die Gedanken aus ſeinem müden, bleichen Schädel hervor.

Pfarrer Ott betrachtete ihn. Er war heute geſprächig, was ſelten der Fall war. Der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilte, der dem Geſetze

gemäß übers Jahr wegen guter Führung nach fünfundzwanzigjähriger Haft begnadigt werden sollte, war sonst scheu und hatte eine merkwürdige Angst, seine Seele zu zeigen.

„Manchmal," fuhr er jetzt weiter, „zweifle ich an meiner Kraft zu dem, was ich tun soll."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Pfarrer.

„Ich bin nur ein Mensch," erwiderte jener, „und soll zwei Leben leben."

Als der Geistliche ihn nicht zu begreifen schien, erklärte er: „Das eine habe ich gelebt. Es hatte einundzwanzig Jahre und lag vor diesen Mauern. Und wenn ich aus diesen wieder hinauskomme, soll ich das zweite beginnen. Viel mehr als einundzwanzig Jahre wird es auch nicht dauern, aber es ist oft mehr Angst vor diesem in mir als Reue über jenes."

Der Geistliche wollte ihn dem Grübeln entreißen und sagte: „Was habt Ihr diese Woche getrieben? Habt Ihr viel gelesen? Ist das Nähkästchen fertig?"

Magnus schüttelte den struppigen Kopf. „Es war eine böse Woche," sagte er. „Die Gedanken bohrten mehr in mir als ich im Holz. Wenn das Zuchthaus die Anstalt für Selbsterkenntnis und Selbstverhöhnung ist, so müßte der einzelne genau auf die Leistungsfähigkeit seiner Nerven geprüft werden. Es kommt ein Punkt, an welchem angelangt sich ihm die Begriffe verwirren, so

daß er nicht mehr zwiſchen Gut und Böſe unterſcheidet."

Ein leiſes, ganz verwundenes Stöhnen war hinter dieſen Worten.

Der Pfarrer legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr müßt mehr an die Luft, Im Ebnet," ſagte er gütig, „mehr mit den anderen in den Hof gehen."

Da erhob ſich Magnus abermals. Die Erregung, in welcher er ſich befand, war jetzt ſichtbarer. Er nahm ſein Aufundabwandern wieder auf und ſagte dann, auf Pfarrer Ott zutretend: „Ich möchte heute einmal alles mit Ihnen durchſprechen, Herr Pfarrer, wenn Sie mir ſo viel Zeit geben können."

Der Pfarrer ſah auf die Uhr. Eine menſchliche Ungeduld trieb ihn zu ſagen, daß er noch andere Beſuche vorhabe. Dann ſchien das ihm auf einmal unrecht. Auch das Erſtaunen darüber, daß der Sträfling, der ſonſt nie aus ſich herausgegangen war, heute ſich einmal mitteilſam zeigte, zwang ihn zu bleiben. „Ich bleibe bei Euch, Im Ebnet," ſtimmte er zu.

Der andere ſtand jetzt an dem Schrank, auf dem die Taube ſaß, und als brauche er einen Freund zu dem, was er vorhatte, langte er mit den Armen hinauf. Das Tier ſchlüpfte in ſeine Hände. Er hob es herunter, und während der ganzen langen Weile, während welcher er nun ſprach, preßte er den zu-

traulichen Vogel dort an seine Brust, wo sein Herz schlug. Der Griff seiner Finger hatte etwas Zuckendes. Es war fast, als fröre er und hielte das Tierchen an das unruhige Herz, um dieses zu wärmen und seinen Schlag einzudämmen. Er hatte auch eine merkwürdige Art zu sprechen. Er blickte den Anstaltsgeistlichen selten an, sondern sah an den Boden oder ins Leere hinaus und sprach in einem verlorenen Ton wie mit sich selber. Nur zuweilen fragten seine Augen, ob jener dem zustimme, was er redete.

„Wenn ich mir das zurechtlege, was werden soll, muß ich mir vergegenwärtigen, was gewesen ist," begann Magnus Im Ebnet. „Es ist nur noch die Schwester übrig aus früherer Zeit. Eigentlich ist es erstaunlich, daß wir zwei so gar niemand mehr haben. Das macht vielleicht, weil die Eltern und Großeltern über See gewesen sind. Zu der Schwester muß ich also gehen, wenn ich hier wegkomme. Ich wundere mich, wie es sein wird. Manchmal habe ich Angst davor und manchmal freue ich mich. Aber die Angst ist meistens stärker als die Freude. Sie hat mir gestern wieder geschrieben, die Schwester Elise. Sie schreibt freundlich, ein wenig hart, dünkt mich. Aber sie schreibt, daß ich zu ihr kommen soll nach — dieser Zeit. Es ist ja auch das Natürliche, da doch alles ihretwegen geschah."

„Ihr seid immer dabei geblieben, daß alles ihretwegen geschehen sei," bestätigte der Pfarrer.

Im Ebnet ſchaute ihn faſt erſchreckt an, als habe die Zwiſchenrede ihn aus ſeinen Gedanken gerüttelt, und unwillkürlich ſenkte ſich dann ſein Kopf noch tiefer. Ein demutvoller Trieb zur Wahrheit beſaß ihn. Er fuhr fort, wie mit ſich ſelber und tief aus ſich ſelber zu ſprechen: „Ich bin dabei geblieben, aber nun weiß ich doch nicht, ob das ganz ſo war. Ich habe das alles tauſendmal erwogen. Wir hatten den Vormund, wir zwei Waiſen, die Schweſter Eliſe und ich. Wir lebten auf dem großen Bauernhofe dieſes Vormundes Johannes Waldis. Er hatte keine Kinder, und er hielt uns recht, war Geſchwiſterkind mit unſerer Mutter geweſen. So lange wir klein waren, ging es ganz gut. Des Johannes Waldis Frau lebte noch, und ſie hatten Freude an uns, ja verwöhnten uns faſt, obwohl der Vormund leicht ungeduldig wurde, wenn ihm an mir etwas nicht gefiel, und mich ein paarmal — er war ein jähzorniger Mann — ſchlug. Mit der Schweſter war er langmütiger. Er nahm ſie oft mit, wenn er über Feld ging, und war zärtlich zu ihr wie ein Vater oder faſt mehr als ein ſolcher. Oft, wenn ſie neben ihm auf der Bank ſaß, lag ihr hübſcher ſchwarzer Kopf an ſeiner breiten Bruſt, und er hielt ſie wie ein ſpielendes Kätzlein. So wurde ich ſechzehn und die Schweſter vierzehn. Ich mußte jetzt neben der Schule mehr als früher bei der Bauernarbeit helfen, wurde breit und ſtark dabei, aber die Arbeit gefiel mir

nicht. Ich liebte die Schule; Feder und Zeichenstift wußte ich viel beſſer zu führen als Hacke und Spaten, und in die Nacht hinein ſchreiben und leſen behagte mir beſſer als Frühaufſtehen und Melken und Viehfüttern. Vielleicht war ich faul zur Arbeit, die der Vormund von mir erwartete. Ja, ich muß wohl faul geweſen ſein, denn er war ſehr unzufrieden mit mir. Die berechtigte Unzufriedenheit machte ihn ungeduldiger. Ich weiß, daß ich ihn damals fürchtete. Ich liebte ihn auch nicht, aber ich haßte ihn nicht. Ein gutes Wort dann und wann machte mich immer wieder zutraulich. Dann bat ich ihn eines Tages, nach der Sekundarſchule in die Stadt überſiedeln und mich für einen Handelsberuf oder zum Zeichner ausbilden zu dürfen. Er lachte mich gleich aus, erwog den Plan nicht und ſchalt, ob ich mir ausgerechnet habe, daß man vor einem Kaufmannspult oder an einem Zeichentiſch beſſer faulenzen könne. Ich fragte ihn nur einmal, aber den Wunſch in mir hatte er nicht totgeſchlagen. Dieſer Wunſch wucherte wie ein Unkraut. Er erſtickte den letzten Reſt der Geduld zum Bauernhandwerk. So zuwider wurde mir dieſer Beruf, daß ich mich ins Gras warf, das ich hätte ſchneiden ſollen, und ſchlief, daß ich das Vieh quälte, das man mir zu hüten gab, und daß ich mutwillig das Geräte zerbrach, mit dem ich werken ſollte. Ein blinder, ohnmächtiger Zorn gegen die Pflicht, die man mir auferlegte, ergriff mich.

Der Vormund ſtrafte mich. Er war ein großer, ſtarker Menſch mit einem breiten Geſicht. Seine klotzigen Hände ſchlugen ſchwer. Meine Abneigung gegen die verhaßte Arbeit wendete ſich jetzt gegen den, der ſie mir aufzwang. Ich tat von nun an, was ich ſeinem Land und Vieh und Werkzeug antat, weil es ihm gehörte. Sein Groll wuchs zu Wut. Es war ein ewiger Krieg zwiſchen uns.

Dann ſtarb ſeine gute Frau. Wir waren allein mit dem Vormund, die Schweſter und ich und die Dienſtboten.

Die Schweſter wuchs und wurde ſchlank und groß, hatte ſchwarzes Haar, rote Lippen und dunkle Augen. Außer einer alten Magd war ſie jetzt das einzige Weibsbild auf dem Hofe. Sie gefiel dem Vormund, obwohl ſie noch ein Kind war. Weil ſie noch ein Kind war, gefiel ſie ihm zu viel. Er war ſehr freundlich zu ihr. Um ihretwillen zeigte er ſich ſogar gegen mich eine Zeitlang nachſichtiger. Vielleicht ſpürte ich darum, was vorging.

Ich war ja ſelber noch zu jung, erſt neunzehn, aber mich widerte des Vormunds beginnende Zutraulichkeit an. Sie war, der Schweſter gegenüber, ein Locken. Es kam nicht von heute auf morgen, aber ich ſah es in Wochen und Monaten kommen, und es erſtickte mich faſt — daß die zwei, der Vormund und die junge Schweſter, immer vertrauter wurden. Ich ſah, wie er ihr die Hand tätſchelte, wie er den Arm um ihre Hüfte wand, wie er ſie manch-

mal küßte und wie ſie es litt. Ich ſtellte ſie zur Rede, und ſie leugnete nicht, daß er ihr ſchön tue, ihr allerlei Geſchenke mache und daß es ſonderbar ſei von einem alternden Manne zu einem ſo jungen Ding. Aber ſie wies mich zurück, indem ſie ſchmälte, daß ſie ſich ſelber Hüter genug ſei. Ich wußte nicht, ob ſie mit ihm ſpielte, ob ſie ihm wirklich gut war oder ob er nur eine eigentümliche Macht über ſie beſaß. Ich fühlte nur, daß etwas Ungehöriges in ſolchem Weſen war. Lang aufgeſpeicherter Groll und frühere Abneigung gegen meinen Widerſacher und Plagegeiſt miſchten ſich mit meiner Entrüſtung. Das ſchürte und ſtachelte jahrelang in mir. Ich wurde zwanzig, einundzwanzig. Die Schweſter kam in die Heiratsjahre und war kein übles Ding. Aber es zeigte ſich kein Freier. Einmal hörte ich im Wirtshaus eine üble Bemerkung, die den Vormund und die Schweſter betraf. Ich geriet in einen unbeſchreiblichen Zuſtand von Schrecken und Zorn und hinterbrachte Eliſen, was ich gehört hatte. Sie wurde ſehr zornig und erzählte alles dem Johannes Waldis.

Es gab einen böſen Auftritt. Ich warf ihm alle Bedenken ins Geſicht, die mir das Herz jahrelang bitter und krank gemacht hatten. Am Ende erklärte ich, das Haus verlaſſen zu wollen, und verlangte mein Erbteil. Er gab mir keine Antwort. Ich machte mich hinter die Gemeindebehörde, allein er hatte mehr Einfluß als ich, und ſein Wort, daß

ich ein Faulenzer und Revoltierer ſei, wirkte mehr als meine Vorſtellungen. Ich bekam die Mittel nicht. So blieb ich weiter ſein Knecht. Und weiter dauerte das Weſen zwiſchen ihm und der Schweſter.

Da iſt es in mir erwachſen, Herr Pfarrer. Es war nur ein Fünklein einmal, ein bloßer Gedanke: Herrgott, den Waldis, den Tyrannen und Unheilsmann, erſchlagen könnte ich den, ſo blutig zuwider iſt er mir!

Das Fünklein glühte, erloſch und kam wieder ins Glimmen. Der alte Haß und Groll bliesen hinein, und es wurde ein Feuerlein. Die tägliche Unbill, die ich von dem rauhen Mann erlitt, half weiter ſchüren, und der Abſcheu vor dem Weſen, das der Ehre der Schweſter zum Schaden war, fachte das Feuer erſt recht. Es wuchs — wuchs — wuchs. Jetzt war das vom Erſchlagen nicht mehr ein einzelner Gedanke, jetzt war er das eine, fortwährende, bohrende, drängende Verlangen. Nicht daß ich es tun könnte, erwog ich nun, ſondern wie ich es tun könnte. Wochenlang habe ich es mit mir herumgetragen. Vorbedacht nannten ſie es beim Gericht; denn ich habe ihnen Wort für Wort und Wahrheit für Wahrheit gebeichtet, wie alles war. Eines Tages ſpät, da ich von einem Gang über Land nach Hauſe kam, ſah ich die Schweſter aus des Waldis Kammer kommen. Es waren die langen Sommertage, die erſt in den Nachtſtunden erlöſchen. Die Uhr hatte ſchon neun geſchlagen. Das Dunkel fiel ein und

lag ſchwarz über den Häuſern, Feldern und Bergen, aber der Tag hatte noch ſeine Brände zurückgelaſſen. Sie flackerten am Himmel und in Waſſertümpeln und in manchen Fenſterſcheiben wie Blut ſo rot. Sie müſſen mir auch in die Augen geſchoſſen ſein, denn die Stirn brannte mich, als ob ich Feuer im Schädel hätte. Von der Stunde an wußte ich, daß ich es tun würde.

Eine Woche lang umlauerte ich den Vormund Waldis noch. Eines Nachts aber erwürgte ich ihn, ihn von hinten überfallend, und ſchleppte ihn auf das Gleis der Bahn, die unweit des Gutes vorüberführte. Da ſollten ſie ihn vom Zug überfahren finden, aber ſie fanden ihn vorher.

Die Schweſter ſagte ſogleich aus, daß ſie mich für den Mörder halte."

Magnus Im Ebnet fröſtelte ſtärker. Näher preßte er mit den kranken Händen die weiße Taube an die Stelle, wo das Herz war, und ſchaute ſich hilflos in der Zelle um. Dann fuhr er weiter: „Die Schweſter beſtritt, daß zwiſchen ihr und dem Vormund irgend etwas Ungehöriges geweſen ſei. Sie rühmte ſeine Gutmütigkeit und Freigebigkeit und daß er nur manchmal tolpatſchig zärtlich geweſen ſei. Sie gab aber zu, daß er gegen mich nicht ſich gezeigt hätte wie gegen ſie und wie es ſeine Pflicht geweſen wäre. Darin alſo ſagte ſie die Wahrheit. Hat ſie ſie auch bezüglich des anderen geſagt? Ich weiß

es nicht. Vielleicht war ich blind. Oder verblendet. Vielleicht habe ich mich geirrt. Ich habe nun viele lange Jahre nachgedacht und gefunden, daß ich mich — vielleicht geirrt habe und daß Menſchen vielleicht ſo ſein können oder müſſen. Vielleicht hatte der Vormund — an die Schweſter eine ſpäte Hoffnung gehängt. Vielleicht ſah er in mir ein Hindernis und beſtand dieſelbe unbeſtimmte und unerklärliche Abneigung, wie ſie in mir gegen ihn keimte, auch in ihm gegen mich und leitete ihn gegen beſſeren Willen. Vielleicht bedurfte die Schweſter meines Schutzes gar nicht. Vielleicht war ſie dem Erſchlagenen gut. Tauſendmal habe ich mich ſelbſt ausgefragt über mich ſelbſt und mir geantwortet, daß ich nicht mehr täte, was ich getan habe, nicht der ſchweren Strafe wegen, ſondern weil ich den Toten nicht mehr haſſe. Etwas wie Mitleid iſt in mir, Herr Pfarrer, mit dem Erſchlagenen, der Schweſter, mir ſelber und unſerem Menſchentum. Wir ſind ohnmächtig vor den Strömen unſerer inneren Triebe, wir meinen zu treiben und werden getrieben. Unabläſſig habe ich nachgedacht. Einmal war ich jung und heiß. Jetzt bin ich kühl und ſtill. Die Bücher, die Sie mir liehen, haben mir geholfen, aus dem Bauernburſchen ein Mann von einiger Bildung zu werden. Ich blieb kein von Weltverlaſſenheit abgeſtumpfter Menſch. Ich freue mich auf die anderen Menſchen, es verlangt mich, wieder unter ſie zu treten. Manch-

mal freilich ſtelle ich mir vor, daß ſie nichts werden von mir wiſſen wollen."

Wieder unterbrach ihn jetzt der Pfarrer: „Darauf müßt Ihr Euch ſchon gefaßt machen, Im Ebnet; es wird nicht alles ſo glatt gehen, wenn Ihr hinaus kommt."

Der Sträfling ſchaute ihn an. Seine Augen wurden groß, halb vor Spannung, halb vor leiſer Angſt. „Ja, ja," ſprach er ſo ins Leere hinaus.

Dann fuhr er grübleriſch fort: „Die Schweſter freut ſich, ſchreibt ſie. Wir ſind doch ſchließlich allein, wir zwei, in der Welt, ſchreibt ſie. Das iſt ja auch wahr. Ich habe ſie gefragt, ob ich bei ihr wohnen kann, doch darauf hat ſie mir nicht geantwortet, darauf nicht."

„Das wird ſich ſchon finden," ſagte der Pfarrer.

Magnus Im Ebnet brummte etwas in ſich hinein, wie es Menſchen tun, die lange und viel allein geweſen ſind.

Der andere verſtand es nicht.

Aber nach einer Weile wendete ſich der Büßer zu dem Geiſtlichen zurück. „Sie haben mir verſprochen, Herr Pfarrer," ſagte er, „daß Sie mir zu einer Stelle verhelfen wollen, zu einer Arbeit, die mir im Leben weiterhilft. Darüber bin ich ſchon froh. Wir haben ja auch etwas, die Schweſter und ich. Gerade hungern müſſen wir nicht. Es iſt mir lieb, weil — ich die Leute dann nicht mehr bemühen muß, als nötig iſt."

„Wir werden ſehen," erwiderte der Geiſtliche. „Wir werden ſehen. Seid ohne Sorge!"

Dann gab er Im Ebnet die Hand. Die ſeine war ſchmal und lang, wie Gelehrtenhände ſind, aber die des Im Ebnet lag noch zarter darin.

Pfarrer Ott entfernte ſich. Er war bewegt, wie immer, wenn er dieſe Zelle verließ. Keiner von den vielen, die in dieſem Hauſe die Zeit der Buße ertrugen, erlebte ſie ſo tief wie Magnus Im Ebnet.

Zweites Kapitel

Der Frühling war da, als Magnus Im Ebnet die Welt wiederſah. Anders hatte er ſie ſich in der Anſtalt gedacht, anders erſchien ſie ihm. Wenn er im Hof des Gefängniſſes mit den übrigen Unglücksgeſellen ſich hatte ergehen dürfen, immer im Kreiſe, immer denſelben Weg der hohen Hofmauer entlang, hatte auch der blaue Himmel über ihnen geleuchtet. Die Sonne war auf das Pflaſter gefallen, und Vogelſingen hatte über die Mauer herübergeklungen, allein es war doch nur wie ein Trugbild der Welt geweſen, der Welt, in die man nicht hineindurfte, die da kein Ganzes war. Nun ſah er das volle, lückenloſe Bild, weite grüne Matten, dunklere Wälder, blauen Bach und leuchtenden Himmel. In allen Büſchen ſang und zwitſcherte es. Leben war hier und Weite und freie, köſtliche, flimmernde Luft.

Magnus Im Ebnet ging in einem dunkeln Anzug. Obwohl angemeſſen, ſaß dieſer faſt wie das Büßergewand weit an den hageren Gliedern, und die Armgelenke und Hände wie das Geſicht erſchienen noch bleicher als in der Zelle. Auf dem

dünnen, braunen Haar ſaß ein weicher, ſchwarzer Filzhut. Gepäck hatte der Wanderer keines bei ſich. Seine Habſeligkeiten wollte er ſich ſpäter holen, wenn er wußte, wie — alles werden ſollte. Nur einen kleinen, runden Korb trug er in der Hand, den ihm der Pfarrer geliehen hatte. Er ließ ſich damit auf einen weißen Randſtein an der Straße nieder, die querfeldein von der Strafanſtalt ins Land hinausführte. Dann öffnete er den Deckel ein wenig und ſah hinein.

Ein Girren ſcholl ihm entgegen.

„Was machſt du, Hans, guter Hans?“ fragte er.

Dabei kam ihm etwas vor den Atem, als quelle ein Schluchzen in ihm auf. Lange, endloſe Zeit in enger Zelle wurde wieder lebendig. Die Zelle hatte ein kleines Fenſter. Ein Splitterchen Tag hatte hereingeſchienen. Wie war das Heute verſchieden von geſtern!

Er zögerte weiterzugehen. Das Körbchen ſchließend, ſchaute er ſich um. Die Wieſen blühten. Ein Schaum von Gelb war über ſie hingeſtreut. Auch die Bäume prangten. Schneeweiße Rieſenſträuße, ſtanden ſie auf grünem Grund. Dort flatterte ein Schmetterling und ſchillerte wie eine lebendig gewordene Blume. Aus einem Bauernhofe drüben ſtieg ein Räuchlein empor, dünn und blau und zitternd in der heißen Luft. Die Bruſt wurde Magnus eng. Er ſah alle die Pracht, die Wunder ringsum. Er durfte das alles ſehen. Nie-

mand durfte es ihm wehren. Er war frei. Er konnte nicht mehr in Strafe kommen. Welch ein Gefühl für einen Geſtraften — zu wiſſen, daß keine Gefahr für Strafe mehr war!

Endlich verließ er den Stein wieder. Er hatte eine beträchtliche Wanderung vor ſich, aber er gedachte ſie ganz zu Fuß zu machen. Eile hatte er ja doch nicht. Die Gegend war ſchön. Wer wußte, ob auch die nächſte Stunde ſo bleiben würde! Er ſchritt fürbaß zwiſchen den blühenden, warmen Wieſen hin, manchmal auch eine Weile durch Wald, ein andermal durch ein Dorf. In den Ortſchaften häufiger als unterwegs begegneten ihm Menſchen. Er zog immer freundlich den Hut vor ihnen. Manche ſahen ihn an und grüßten ihn ebenſo freundlich oder zögernd oder mürriſch wieder, andere achteten ſeiner nicht. Zuweilen ſchien ihm auch, als ob einer oder der andere mißtrauiſch ſei; einmal glaubte er zu hören, daß zwei Frauen hinter ihm berieten, wer er wohl ſein möge. Wenn er aber ein herzliches „Guten Tag“ hörte, rührte es ihn immer faſt zu Tränen; ſo ſehr freute er ſich über einen ſolchen Gruß.

Hinter einem Dorfe ſtand an einem mit Draht vergitterten Wieſenzaun ein kleines Mädchen. Das hatte einen Ball hineingeworfen und mühte ſich umſonſt, ihn wieder herauszubekommen. Dem Weinen nahe, blickte es ihn an, als er näherkam. Er ſah drüben einen Rechen ſtehen, holte ihn und

fiſchte mit dem das Spielzeug des Kindes heraus. Dieſes hatte den Kopf voll blonder Locken und erhob vergnügte, ſchöne Augen zu ihm, als er ihm den Ball reichte. Dann dankte es ihm halb verlegen, halb zutraulich. Er hatte ſo lange kein Kind mehr geſehen und konnte den Blick gar nicht von dem lieblichen Geſichtlein nehmen. Weil er aber nicht wußte, was er ſagen ſollte, ſchritt er weiter, kehrte jedoch plötzlich zurück, öffnete ſein Körbchen und ließ das Mädchen die Taube ſehen.

„Gelt, das iſt lieb?“ fragte er.

Und die Kleine bewunderte nach Kinderart: „Nein, wie ſchön!“

„Hans heißt ſie,“ erzählte er.

Die Taube hob beim Klang ſeiner Stimme den Kopf.

Das Kindchen ſtrich mit einem furchtſamen Finger über das weiße Gefieder des Vogels. Gerade ſo furchtſam legte er einen Augenblick ſeine Hand auf ſein blondes Haar.

Wohl ein dutzendmal drehte er ſich um, als er dann ſeinen Weg fortſetzte.

Das Kindlein ſtand und winkte.

Auch er wehte mit der Hand. Lange trieben ſie das Spiel, und es tat ihm leid, als ein neues Waldſtück ihm den Anblick des kleinen Mädchens entzog.

Während er an einem Rain das Mittagsbrot verzehrte, das der Pfarrer Ott ihm mitgegeben,

mußte er wieder an die Anſtalt denken. Jetzt war dort auch Mittagszeit. Es überlief ihn kalt. Wenn er wieder dorthin zurück müßte! Wenige Stunden war er nun fort, und ſchon ſchien ihm der Gedanke unerträglich.

Es ging gegen den kühlen Abend, als er dem Dorf Gerikon ſich näherte, das ſein Ziel war. Den ſpitzen roten Kirchturm hatte er ſchon lange über die Bäume ragen ſehen. Der Turmhahn glänzte in der Abendſonne. Eine Glocke läutete. Die gedämpften, manchmal vom Winde oder durch irgendeine Fernwirkung unterbrochenen Klänge ſchienen mit dem Goldſchein verwoben, den der Abend über die Gegend legte. Das Singen und Schimmern war ſo wunderſam, daß er ſeinen Einzug faſt im Gefühl hielt, es ſei Sonntag oder ihm oder anderen zulieb im Dorf eine Feierlichkeit.

Er hatte den Ort nie vorher geſehen, allein er wußte ſeinen Weg nach der Weiſung des Anſtaltsgeiſtlichen und ſah auch ſchon von weitem ſein Ziel, das Häuslein der Schweſter, vor ſich, das ziemlich am Ende der Straße, in welche er einbog, lag und wie manche andere eine Firmatafel trug.

In guter Stimmung kam er an dieſes letzte Haus der nur wenig gebogenen Straße. Es war geradeſo ſauber weiß getüncht wie die meiſten anderen, und ſeine Fenſterläden leuchteten in einem freundlich dunkeln Grün. Eine Holztafel über einem kleinen Laden im Erdgeſchoß beſagte, daß hier die

„Handlung“ von Elise Im Ebnet sei. Zwei Steintritte führten zu seiner Tür. Das einzige Schaufenster daneben enthielt eine Pyramide aus Seifenstücken, ein paar Suppenwürzeflaschen, Schokoladetafeln, Konservenbüchsen und dergleichen schöne Dinge mehr, und es schien mehr ein nüchterner denn ein künstlerischer Sinn, der das alles hart und unvermittelt nebeneinander hingestellt. Im Laden befand sich niemand. Als Magnus auf die Klinke drückte, bemerkte er, daß die Tür geschlossen war. Nun hätte er wohl an dem eisernen Griff ziehen können, der die Ladenklingel in Bewegung setzte, allein irgendwie scheute er sich, wie ein Kunde die Schwester zu bemühen, bog daher um die Hausecke und trat, auch da über einige Stufen hinansteigend, in die Wohnung, die zu seiten und im Rücken des Ladens sich befand. Zwei Schilde neben der Haustür wiesen ihn zurecht, von denen das eine den Namen der Schwester, das andere denjenigen des Hauseigentümers und Gemeindeschreibers Schultheß trug. Ein Flur führte an eine Gemachtür. Auch diese war geschlossen. Als er anklopfte und auf eine Antwort lauschte, girrte seine Taube in ihrem Korbe, drinnen aber regte sich nichts. Indessen stieg aus einem Kellergeschoß, zu dem neben der Tür ein Eingang offen stand, jemand mit schlürfendem Schritt herauf, und Magnus wunderte sich nicht, daß gleich darauf die Schwester vor ihm stand. Sie trug eine frisch ge-

füllte Petroleumblechkanne in der feuchtfetten Hand und war ein mittelgroßes, grobknochiges Frauenzimmer mit rauhem ſchwarzem Haar und einer geſunden, unzarten Haut. Sie war nicht häßlich, ſondern mochte vielleicht in noch jüngeren Tagen ein ganz anſehnliches Äußeres beſeſſen haben, doch war ihr nichts von dem weichen Reiz der Jugend zurückgeblieben. Nur die großen braunen Augen mit den wie hohe Regenbogen ſo gleichmäßig darüber hinweggeſchwungenen Brauen milderten ein wenig den männlichen Ausdruck ihrer Züge.

Die Eliſe Im Ebnet ſtutzte einen Augenblick, als ſie Magnus ſo plötzlich erblickte. Dann ſagte ſie: „Ah, da biſt du?“ und ſchaute auf ihre petroleumfeuchte Hand nieder. „Ich kann dir nicht klöpfen,“* erklärte ſie.

Sie ſprach die unſchöne Mundart der dortigen Gegend mit beſonders breiter Härte.

Magnus legte die Hand auf den dunkelgeſtreiften Ärmel ihrer Flanellbluſe. „Schon gut,“ erwiderte er. Seine Hand war weibiſcher als die ihre, ſeine Stimme ſanfter.

Sie ſchloß ihm die Wohnung auf. Er kam in einen wenig hellen Vorraum, wo ſie ihn ein paar Minuten ſtehen ließ, während ſie ihre Kanne in den Laden trug.

---

* Die Hand geben.

„Du mußt entſchuldigen, ich habe eben meine Arbeit," bemerkte ſie, zurückkommend.

Magnus ſchien, ſie habe alles, was ſie ſagte, ſich vorher überlegt; denn es klang ſo angelernt und befliſſen. Freude war ſicher nicht darin.

Jetzt führte ſie ihn in ein Wohnzimmer, in dem er bekannte alte Möbel ſtehen ſah, die ſie beide von den Eltern ererbt und ſchon beim Vormund gehabt hatten.

„Ich will dir auch gleich zeigen, wo du dein Zimmer haſt," erklärte ſie eilig.

Seine Tür lag hinter einem großen, dunklen Schrank, der im Flur ſtand. Es ſah aus, als käme man in eine abgetrennte, entlegene Behauſung. Aber auch da fand er bekannte Möbelſtücke, und die weißen Vorhänge an dem ins Grün einer Wieſe hinausſchauenden Fenſter ließen in der Sonne das Muſter ihres billigen Spitzenwerks freundlich ſchimmern.

„Haſt du kein Gepäck?" fragte Eliſe.

„Ich hole es morgen," antwortete Magnus.

Da tat ſie die drei Schubladen einer braunen Kommode und einen Schrank auf und zeigte ihm Kleider und Wäſcheſtücke. „Deine Sachen," murrte ſie.

Er dankte, nahm ihre Hand, wunderte ſich, wie rauh dieſe war, und ſpürte ihr leiſes Widerſtreben, während er ſie drückte.

Eliſe blickte auch merkwürdig unruhig um ſich,

als ob ſie nun Angſt habe, mit ihm allein zu ſein. Ein ähnliches Unbehagen befiel auch ihn. Sie fühlten beide, daß ſie von Vergangenem ſprechen ſollten, aber beſonders Eliſe ſchien beſtrebt, den Augenblick hinauszuſchieben.

Sie näherte ſich plötzlich der Tür. „Du wirſt dich zurechtmachen wollen," ſagte ſie. „Nachher mußt du etwas eſſen."

Sie hielt ſchon die Klinke in den Händen, aber Magnus ſagte, er brauche nicht lange, und bat um etwas Waſſer für die Taube. „Sie iſt mir vor Jahren zugeflogen," erzählte er, indem er den Korb öffnete.

Eliſe ſchaute auf das Tier und dann auf ihn. Sie dachte daran, woher er kam.

In dieſem Augenblick ertönte die Ladenklingel. Eliſe wendete ſich um und durchſchritt den Flur. Magnus, die Taube auf der Schulter, folgte ihr wie ein Kindlein, das ſich an der Mutter Schürze hängt; allein ſie machte ihm die Ladentür vor der Naſe zu. Er ſah wohl, wie ſie beſorgte, daß er ihr folgen möchte. Da erſchien ihm der Flur plötzlich ſehr dunkel. Faſt hatte er ein wenig Verlangen nach ſeiner Zelle. Neben der Wohnſtube ſah er die Tür zur Küche geöffnet. Die Taube war durſtig; er trat hinein, um ihr Waſſer zu geben, obgleich ihm ſelbſt ſchien, er nehme ſich zu große Freiheit. Es iſt doch deine Schweſter, bei der du biſt, tröſtete er ſich.

Elise kam gleich zurück. Sie war hochrot im Gesicht. „Da bist du?“ sagte sie. Die Worte klangen wie: „Was suchst du da?“

„Ich habe mir erlaubt, das Wasser selber zu holen,“ antwortete er freundlich.

Sie wandte ihm den Rücken und trat in die Wohnstube. Aber nach einer Weile holte sie ihn zum Essen. Er fand einen Teller und ein Glas.

„Laß es dir schmecken,“ sagte Elise. Sie gab sich sichtlich Mühe, ihm die Heimkehr nicht schwer zu machen; es gelang ihr nur nicht gut, ihr Gemüt half ihr nicht dabei.

Magnus ließ sich nieder. Die Taube flog auf die alte Kommode, die in der Stube stand. „Wenn dir das Tier unangenehm ist, trage ich es hinüber,“ sagte er zur Schwester.

„Laß nur,“ antwortete sie, aber es klang sehr knapp.

Er schnitt sich Brot und nahm von der ihm vorgesetzten Speise.

Plötzlich fühlten beide, daß es sehr still geworden war. Sie suchten nach Worten und fanden keine gleichgültigen mehr. Die Vergangenheit stand nun doch auf. Sie war wie eine dunkle Wolke, die immer schwärzer wird und immer schwüler droht.

Elise setzte sich ebenfalls. Auf einmal stöhnte sie.

Magnus Im Ebnet schwieg. Der Bissen quoll ihm im Munde. Er erfuhr jetzt, daß er die Welt,

in die er nach ſo langer Zeit wieder getreten war, nicht anſehen durfte wie die anderen Menſchen, daß er ein anderer als ſie war, und daß ſie ihn als einen anderen betrachteten. Aber eigentlich war er mehr erſtaunt als erſchreckt. Noch erfüllten ihn die ſtille Neugier, mit welcher er aus der Anſtalt getreten war, und die wunſchloſe Ruhe und Genügſamkeit, die ſeine Befreiung in ihm auslöſte.

„Iſt es dir ſehr unangenehm, daß ich gekommen bin?“ fragte er die Schweſter.

Dieſe preßte ein baumwollenes Taſchentuch an den Mund und verſicherte: „Nein, nein!“

Dann ſchaute ſie aus dem Fenſter und nagte an der Lippe. „Es iſt nur ſchwer zu tragen,“ ſagte ſie.

„Die Menſchen wiſſen es auch alle,“ fügte ſie bald hinzu.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es dir ſo läſtig wäre,“ ſprach Magnus, worauf ſie raſch verſicherte, das ſolle er nicht ſagen, ſie habe ihm ja geſchrieben, daß er kommen ſolle. Sie gehörten ja auch zuſammen. Und wo er denn ſonſt hin wollte?

Ihr Ton war heftig, doch ſchien ſich Rührung dahinter zu verbergen.

Magnus fühlte, daß es unnütz war, zu reden und zu rechten. Er ſaß und blickte in den Tiſch.

Und ſollten ſie nun von ihrer Jugendzeit

ſprechen? Sie ſuchten nach den Brücken. Aber ſie kamen nicht dazu. Lange — lange ſchwiegen ſie. Die Taube auf dem Schrank äugte mit zierlich geneigtem Kopfe nach den beiden ſtummen Menſchen.

Endlich raffte Eliſe ſich wieder zuſammen. „Wenn es dir recht iſt, ſo will ich nachher mit dir zum Gemeindeſchreiber hinaufgehen," ſagte ſie. „Es wird anſtändig ſein, daß du ihn gleich aufſuchſt, weil du doch bei ihm arbeiten ſollſt."

Magnus ſpürte, daß ihr der Gang ſchwer wurde. „Ich kann auch allein gehen," ſchlug er vor.

Aber das wollte ſie nicht haben.

So ſtiegen ſie denn nach einer Weile ins erſte Stockwerk hinauf.

Der Gemeindeſchreiber ſaß in einer großen, hellen Stube, die ein Holzgeländer in einen größeren und einen kleineren Raum teilte. Während jener leer und für die Beſucher der Amtsſtube beſtimmt war, enthielt dieſer mit Büchern und Akten belegte Tiſche und einen Eiſenſchrank. Der Gemeindeſchreiber Ludwig Schultheß beugte ſich über ein großes Buch. Er war ein älterer, unterſetzter Mann mit einer platten Stumpfnaſe, einem Rundbart und einer Brille, über die er nun, die Stirn hochgezogen, nach den Eintretenden blickte.

Magnus Im Ebnet war gefaßt darauf, daß ihn auch hier die kleinen Dornen ſtechen würden, die ſeit ſeinem Eintritt in Gerikon ihn geplagt hatten. Den

Hut in der Hand, hielt er sich bescheiden im Hintergrunde.

Elise trat an das Geländer heran.

Schultheß erhob sich. Er schien etwas auf die Mieterin zu halten, denn er war freundlich, wenn er auch den Amts- und Würdenmann herauskehrte.

„Das ist mein Bruder," stellte Elise Magnus vor.

Dieser trat näher.

Schultheß reichte ihm die fleischige Rechte oder wenigstens zwei Finger davon, ihn zugleich ein wenig von sich abhaltend, als wolle er ihm gleich bedeuten, wo er hingehöre.

„So — so, sind Sie gekommen," sprach er in die Luft hinaus.

„Sehen Sie sich um," fuhrt er fort. „Alle diese Schreibereien" — er ging um die Tische herum und lüpfte da und dort ein paar aufeinandergehäufte Aktenblätter in die Höhe — „sind noch zu erledigen. Jetzt haben sie mir auch noch das Grundbuch übergebunden, und das Zivilstandsregister habe ich, und zum Kirchenratschreiber wollen sie mich auch haben."

„Es ist mir lieb, wenn Sie morgen gleich anfangen," bestimmte er zuletzt.

Im Ebnet erklärte sich gern bereit. Er sprach mit der leisen, heiseren Stimme und in der schüchternen Art, die er aus seinen Büßerjahren hatte.

Elise war beiseite gestanden. Ihr schien, daß der Besuch ein Ende nehmen könnte.

„Wir können jetzt wieder gehen," unterbrach sie mit harter Stimme.

Der Bruder gehorchte sogleich. Er hörte, wie sie aufatmete, als sie die Türklinke wieder in Händen hatte.

„Bis morgen," sagte der Schreiber. Er saß schon wieder vor seinem Buche.

Als die Geschwister in ihren Flur hinunterkamen, schien Elise unschlüssig, was nun werden sollte.

Magnus fühlte heraus, daß er ihr helfen mußte.

„Ich will in meine Stube gehen," sagte er.

Sie trennten sich.

Er fand das dunkle Flurende und seine Tür. Dann war er allein. Mitten in seiner Stube blieb er stehen. Er lauschte hinaus, ohne es zu wissen. Es war alles draußen geblieben, alles das Fremde. Er war wieder mit der stummen Taube allein, die ihn jetzt mit ihrem Girren daran mahnte, daß sie da sei. Er atmete tief, aber ein Druck, der auf seiner Brust lag, wich nicht. Er war doch recht fremd hier.

Das Fenster des Zimmers stand offen. Draußen lag die blumige Wiese, standen blühende Bäume. Abendwärme quoll herein, und die Stimmen der Insekten summten unterm Fenster. Das war schön! Schön, das zu sehen und zu hören von einem Raum aus, wo niemand einen sah.

Im alten Schreibtisch seines Vaters, der schon

auf dem Bauernhofe des Vormundes in ſeiner Stube geſtanden, ſteckte der Schlüſſel. Er legte ſeinen Hut weg und ſetzte ſich, die Klappe herunterlaſſend, vor den Sekretär. Aufs Geratewohl zog er ein paar der kleinen Schubladen auf, die darin waren. Sie waren alle gefüllt. Natürlich! Das waren die Dinge, die ſonſt der Vormund in Verwaltung gehabt hatte und die dann wohl an die Schweſter übergegangen waren, Dinge, die aber ihm gehörten. In einem Mittelfach lag Papier und ſtand ein Tintenfaß. Es fiel ihm ein, daß er dem Anſtaltspfarrer ſchreiben könnte. Er wollte ihn darum angehen, ihm ſeine Sachen durch die Poſt zu ſchicken, da der Gemeindeſchreiber ihn nun doch ſchon morgen zur Arbeit haben wollte.

Unterm Schreiben wurde ihm das Herz warm. Er erinnerte ſich, wie gut der Pfarrer Ott zu ihm geweſen. Der Dank dafür quoll in ſeinen Brief.

„Es iſt ſeltſam, in einer ganz anderen Welt zu ſein," ſchrieb er zum Schluß.

Nachdem er den Brief beendet, kramte er in ſeinen Schubladen weiter. Er fand Briefe ſeiner Eltern, Rechnungen von der Hand des Vormundes, die er mit einem leiſen Schaudern wieder hinlegte, wo er ſie genommen. An einem anderen Ort lagen Wertpapiere und ein Rechnungsbuch mit Eintragungen der Schweſter. Sie hatte ſeine Geſchäfte wohl beſorgt. Es war ein kleines Vermögen da für ihn beiſammen. Unter den Wertpapieren

lagen ein paar Anleihensloſe. Er ſah ſie durch, denn er hatte nie welche geſehen. Wie töricht, dachte er, derlei zu kaufen, derlei Hoffnungen auf Zufall zu hegen.

Noch während er ordnete, kam Eliſe. Sie begann ihm allerlei zu erklären, was auf den Schrankinhalt Bezug hatte, und wurde dabei ganz eifrig. Das Geld und die Freude am Gelde ſchien ſie vergeſſen zu machen, was ihr ſonſt am Bruder nicht recht war.

Drittes Kapitel

Am anderen Morgen saß Magnus Im Ebnet in der Stube des Gemeindeschreibers. Der Tag war nicht mehr so hell wie der gestrige. Die Sonne kam nur dann und wann zu Besuch und war bleich und dünn wie ein Geist. Der Himmel war grau, und an der Berglinie im Westen schoben sich Regenwolken herauf.

Magnus hatte keiner langen Einführung bedurft; er bekam einen Stoß Grundbuchzettel und mußte sie in einen Folianten eintragen. Er hatte die Nacht gut geschlafen, mit einer fast sorglosen Seele sich erhoben, die Schwester gegrüßt, sein Frühstück empfangen und seine stille Laune nicht verloren, obwohl Elise nur das Nötigste sprach. Jetzt bog er sich über sein Buch und war ganz erfüllt von der Wohltat, eine Pflicht zu haben. Er dachte nicht weit nach und vergaß sogleich selbst den ihn über die Brille hinaus beobachtenden Schreiber, so sehr sagte es ihm zu, mit sauberer, kleiner Schrift Bemerkungen, Maße und Zahlen in die Buchkolonnen zu setzen. Er malte mehr als er schrieb und freute sich an der zierlichen Form der Buchstaben und Nummern.

Schultheß, der einmal über ſeine Schulter ſah, ſagte: „Eine ſchöne Schrift haben Sie.“

„Danke, Herr Gemeindeſchreiber,“ erwiderte er und war ganz der Knecht neben dem Brotgeber und des Lobes froh.

Als er etwa eine halbe Stunde ſo gearbeitet hatte, kam Schultheßens Frau herein. Sie tat leiſe die Tür auf; er ſah ſie nicht und achtete gar nicht darauf, daß jemand eingetreten war. Er fühlte nur plötzlich, daß man ſich hinter ihm mit ihm beſchäftigte. Dann gewahrte er ein Weib mit einem ſpitzen Klatſchbaſengeſicht mitten in der Stube. Sie grüßte nicht, ſondern ſtarrte ihm ſo lange ins Antlitz, daß er eben fragen wollte, was ſie wünſche. Da wendete ſie ſich ihrem Manne zu und machte eine weithergeholte Bemerkung, die ihr Kommen erklären ſollte. Magnus erkannte, daß ſie nur ſeinetwegen und aus Neugier da war. Es ſtörte ihn und machte ihn unruhig.

Im Laufe des Morgens ereigneten ſich mehr Dinge, die ſein Gleichgewicht beeinträchtigten. Er hatte nach dem inzwiſchen wieder erfolgten Abgang der Gemeindeſchreiberin noch nicht völlig ſich ſelbſt wiedergefunden, als zwei Knaben derſelben die Tür aufriſſen und die Köpfe hereinſteckten.

Der Schreiber ſchimpfte eins, und ſie ſchlugen die Tür wieder ins Schloß.

Aber nach abermals einer Weile brachten dieſelben Kinder dem Vater ein Veſperbrot und

hatten ein drittes Geſchwiſter, ein etwa ſechsjähriges Mädchen, bei ſich, das des Vaters gar nicht erſt achtete, ſondern ſich dicht vor Magnus aufpflanzte und, den Finger im Munde, ihn ähnlich der Mutter wie ein Wundertier angaffte. Bald nahmen auch die Buben an der Muſterung teil.

Es möchte jedem Neuen ſo gegangen ſein, allein Im Ebnet ſpürte, daß ein Ungewöhnliches ihn zum Mittelpunkte der Familienteilnahme machte. Er hatte ein geflüſtertes: „Das iſt er jetzt", gehört und ergänzte es ſich ſelbſt: Der aus dem Zuchthauſe. Er fühlte ſich auf ſeinem Stuhl unſicher, hätte ſich lieber unter dem Tiſch verborgen.

Später kamen Leute von auswärts ins Zimmer. Sie hatten Geſchäfte mit dem Schreiber und muſterten ebenfalls den neuen Gehilfen. Bei einigen gewann Magnus wiederum den Eindruck, daß er die Urſache ihres Kommens und die Geſchäfte der Vorwand waren.

Schultheß mußte mit einem ſolchen Beſuch hinausgehen. Er gelangte bis an die Tür, drehte ſich dort plötzlich um, ging zu ſeinem Pult zurück und ſchloß es geräuſchvoll ab, ehe er die Stube verließ. Es war ihm eingefallen, er könnte den Gehilfen mit dem offenen Pulte und einigem Gelde darin nicht allein laſſen.

Magnus Im Ebnet hielt mit Schreiben inne. Er ſchaute ſich um, ſah dann aus dem Fenſter. Ein paar Regentropfen flitzten mit einem ſilbrigen

Aufleuchten an dieſem vorbei. Magnus ſeufzte. Es war doch nicht ſo leicht, jetzt wieder hier draußen zu ſein. Man ſollte ſich beſſer verbergen können. Aber zu verdenken war es den Leuten am Ende nicht. Sie waren mißtrauiſch! Ganz recht — er hatte zwar nicht wegen Diebſtahls geſeſſen, aber — Verbrechen war Verbrechen, und die Leute hatten ihr Recht zur Vorſicht. Auch zur Neugier. Es geſchah hier auf dem Dorfe gewiß wenig von Bedeutung. Alſo mußte ſeine Ankunft doch Aufſehen machen. Und wenn ſie es mit dem Gaffen zu auffällig machten, je nun, manche Leute hatten es eben nicht anders in ſich, wußten es nicht beſſer. So ſprach er ſich ſelber zu. Aber weh tat es ihm doch.

Und weh tat es ihm, als am Abend desſelben Tages Schultheß, der Gemeindeſchreiber, das Poſtbuch mit ein paar Wertſendungen richtete und dabei ſagte: „Sie müſſen dann noch zur Poſt, Im Ebnet,“ dann aber eine Viertelſtunde ſpäter ſeine älteſte Tochter an ſeiner Stelle ſchickte, als habe ihn der Auftrag an ihn ſelbſt gereut.

Er ſtand gerade vor einem Häuflein Briefe, auf die er Marken klebte, als die Berta Schultheß eintrat. Das große, blonde Mädchen mit der von Arbeit im Garten gebräunten Haut, zähen, eckigen Gliedern, großen blauen Augen und einem ſchönen, ſtillen Geſicht, ſah ihn ruhig an, wünſchte ihm freundlich Guten Tag und war der erſte Menſch,

an dem er keinerlei aufdringliche Neugier bemerkte. Ihre Erscheinung kam ihm nicht sogleich wieder aus dem Gedächtnis, und er empfand eine dankbare Freude, als sie ihm an diesem Tage noch einmal begegnete, ihm wiederum dasselbe schlichtfreundliche Wesen zeigend.

Am Abend saß er in seiner Stube. Seine Habseligkeiten waren schon gekommen und ein freundlich ermunternder Brief des Anstaltspfarrers. Er dachte über diesen und über den verlebten Tag nach. Er war nicht länger bei der Schwester drüben geblieben, als die Mahlzeit erfordert hatte. Es schien ihm besser so, und er sah voraus, daß es fortan so bleiben werde; es war ihnen beiden wohler, wenn sie nicht zu sehr aneinander erinnert wurden. Die Stille der Stube erfüllte ihn mit Ruhe. Die Blicke, das Wesen, die Worte der Menschen stachen wie Messer oder wie wetterglühende Sonne. Das Alleinsein war besser. Ob das nun immer so bleiben würde? Wahrscheinlich! Nein, sicher! Aber er — war ja selbst schuld daran.

Wie schon oft in den vielen, vielen Jahren stieg die Vergangenheit in ihm auf. Daß er das getan hatte! Heute wie die hundert anderen Male brannte ihn die Reue. Aber was half es? Es war nicht auszulöschen, nicht wegzuwünschen. Das ganze Leben hindurch mußte es nun ertragen sein. Und das Wesen der gerechten Menschen dazu. Denn gerecht waren sie, daran ließ sich nicht rütteln.

Die Berta freilich — aber die war vielleicht mit ihren Gedanken ganz wo anders gewesen. Und ihr Mißtrauen, ihre Mißachtung würde sich schon noch zeigen.

Im Ebnet ächzte. Was er trug, war schwer. Mit hastigen, zitternden Händen griff er nach der Taube, die auf dem glatten Tisch herumtrippelte. Er preßte sein Gesicht an ihr Gefieder. Sein Herz hatte Durst nach Liebe.

Aber als er sich später niederlegte, schlief er doch bald ein. Über seinem Fenster standen klare Sterne. Dennoch ist es dir gut ergangen, dachte er im Einschlafen, denn du bist frei von Strafe.

Aus dem ersten Tage wurden die anderen, aus den Tagen Wochen. Sie glichen einander stark, die Tage und Wochen. Manchmal waren sie voll beruhigender, mit Zufriedenheit erfüllender Arbeit. Manchmal brachten sie Widrigkeiten.

Magnus war einmal gegen des Gemeindeschreibers Kleinsten freundlich und legte ihm die Hand auf den Kopf. Das sah die Schultheßin, riß das Kind hinweg und sah ihn mit einem Blick an, als hätte er die Pest.

Einmal machte er in einem Buche einen Fehler, und Schultheß, der sich leicht aufregte, wurde grob und warf ihm das Wort an den Kopf: „Passen Sie besser auf! Für so flüchtige Arbeit kann ich mir einen anderen nehmen als Sie."

So gähnte ihn zeitweilig die Verachtung an.

Die Schweſter veränderte ſich nicht. Sie verkehrte wortkarg, aber freundlich mit ihm, in Geſellſchaft dritter aber ſchämte ſie ſich ſeiner ſichtlich.

Am ſchlimmſten waren die Sonntage. Er konnte nicht auch ſie noch in ſeiner Hinterſtube verbringen. So zog er aufs Land hinaus und ſuchte ſich wenig begangene Wege. Aber auf dem Hin- und Herwege traf er doch Menſchen. Sie ſtießen ſich an, wenn er vorüberging. Ein Betrunkener rief ihm das Wort „Zuchthäusler" nach. Das Blut fuhr ihm ins bleiche Geſicht, und ſein Herz klopfte, aber er biß die Zähne zuſammen und ſchlich zurück in ſeine Einſamkeit.

Eines Tages nahm der Gemeindeſchreiber mit ſeiner Frau an einer Hochzeit in einer nahen Stadt teil. Er ſchloß ſorgfältig alle Schubfächer ab, aber Magnus wurde angewieſen, in der Schreibſtube zu bleiben und Rede zu ſtehen, wenn jemand den Schreiberamtsmann ſprechen wollte.

Vielleicht war die Berta beauftragt worden, eine Art Oberaufſicht über Magnus zu führen, denn ſie kam ſchon bald nach dem Weggang der Eltern und machte ſich an des Vaters Pult zu ſchaffen. Magnus hatte ſie in letzter Zeit ſtets nur flüchtig geſehen. Sie grüßte ihn aber mit freundlicher Beſcheidenheit, als ſchulde ſie dem Vertreter des Vaters Ehre.

Magnus verließ ſein Pult nicht. Sie aber begann vom ihrigen herüber ein Geſpräch. „Sie

haben eine zahme Taube, nicht wahr, Herr Im Ebnet?"

Er mußte ſich ihr zudrehen und bejahte ihre Frage.

Sie ſagte: „Ich habe ſie ſchon auf Ihrem Fenſtergeſims ſitzen ſehen."

Dabei ſtaunte ſie ihn mit ihren warmen Augen zutraulich an. Sie ſtand mit ſeiner Schweſter gut. Das ſpröde, arbeitſame Frauenzimmer gefiel ihr, und wiederum ſagte ihr helles Weſen jener zu. Das machte, daß die Berta auch für den Bruder ein gutes Gemüt hatte. Nun ſah ſie ſeine hageren Hände und Gelenke, die ſeltſame Zartheit ſeines Geſichtes, die von der Vieljahrhaft herrührte und ſich wohl nie mehr verlor, und ihr Herz füllte ſich mit Mitleid. Sie vergaß nicht, welcher Makel an ihm haftete; Vater und Mutter hatten dafür geſorgt, daß ſie davon Kenntnis hatte. Der Vater hatte noch geſtern geſagt, es reue ihn, daß er der Bitte der Eliſe Im Ebnet nachgegeben und den Bruder als Gehilfen angenommen habe. Es ſei kein angenehmes Gefühl, den ganzen Tag einen Mörder neben ſich im Zimmer ſitzen zu haben. Die Mutter — ach — die Mutter ließ erſt recht keinen guten Faden an dem fremden Mann und meinte, derlei Menſchen ſollten überhaupt nicht am Leben gelaſſen werden. Sie war ſehr ſtreng, die Mutter. Aber — ſie war es auch gegen den Vater, und es war nicht immer Friede

im Hauſe, und ſie, die Berta, konnte nicht alles gutheißen, was die Eltern ſagten und taten, darum hatte ſie jetzt auch über Magnus Im Ebnet ihre eigene Meinung. Es ſchien ihr eine ſtille Würde über ihm zu liegen. Sein Geſicht trug nicht mehr den Ausdruck der Schuld, ſondern ſeine Augen blickten ruhig und gütig.

Sie ſetzten die Unterhaltung fort. „Der ſchöne weiße Vogel macht Ihnen gewiß Freude?“

Er erzählte ihr, wie er ihm zugeflogen. „Die Taube war lange, lange und iſt vielleicht jetzt noch mein einziger Freund,“ ſchloß er.

Das klang traurig. Die Berta hatte es auf der Zunge, zu ſagen: Es gibt auch Menſchen, die es gut mit Ihnen meinen. Wenn ſie es aber auch nicht ſagte, ſpürte er doch etwas davon aus ihrem Weſen. Es wurde ihm ganz ſeltſam zumute.

Berta mochte nicht von der Strafanſtalt ſprechen; es ſchien ihr nicht am Platze. Doch war es ſchwer, nicht darauf zu kommen, da in ſeinem Leben ſo wenig anderes geweſen war. Da berührte er es ſelber. „Vielleicht haben Ihre Eltern es nicht gern, wenn Sie ſo lange mit mir ſprechen,“ ſagte er. „Sie wiſſen, woher ich komme.“

Ihre blanken Augen wurden dunkel. „Ich habe in ſolchen Sachen meinen eigenen Willen,“ entgegnete ſie.

Er wunderte ſich über ihre Tapferkeit.

„Es war gewiß furchtbar,“ ſprach ſie dann.

„In der Anſtalt?“ fragte er dagegen und fuhr weiter: „Es war eine ſehr lange Zeit, aber — man hatte Muße, nachzudenken.“

Sein tiefer Ernſt ergriff die Berta. Sie fand gar keine rechten Worte mehr.

Sie ſtand dann auf und entfernte ſich mit der Bemerkung, daß ſie nach den Geſchwiſtern ſehen müſſe.

Aber das Geſpräch hatte eine Art Freundſchaft zwiſchen ihr und Magnus eingeleitet.

Sie kamen am gleichen Tage noch mehrmals zu kleinen Unterhaltungen. Dann gingen ſie nicht mehr aneinander vorbei, ohne zu grüßen oder ein Geſpräch anzuknüpfen. Sie ſahen ſich auch in der Im Ebnetſchen Wohnung. Hier fiel Berta das ſchroffe, verſchloſſene Weſen, das Eliſe gegen den Bruder zeigte, auf und veranlaßte ſie, um ſo freundlicher zu ſein. Wenn Magnus abends über ſeinen Tag nachſann, drängte ſich immer wieder des Mädchens Bild in ſeine Gedanken. Manchmal ſtaunte er über ſich ſelbſt. Er hatte kaum Frauen gekannt, erinnerte ſich wohl an Schäkereien und Neckereien mit Mädchen in ſeiner Jugendzeit, aber nicht eine einzige Erſcheinung erhob ſich ihm deutlich aus dem Nebel der Vergangenheit. Und jetzt? — Er hatte nie darüber nachgedacht, daß er irgendwie ſich noch mit den Frauen unter den Menſchen abfinden müßte. Er hegte väterlich-freundliche Gefühle für die Berta. Manchmal be-

wegte ihn eine große, dankbare Freude, wenn er an ſie dachte, darüber hinaus aber erwog er die Art ſeines Verhältniſſes zu ihr nicht.

Allmählich nahmen die Begegnungen mit ihr für ihn etwas Feſtliches an und bildeten einen Wert für ihn, der ihm manches erſetzte, was er entbehrte. „Hans, Hans," plauderte er mit der Taube und ſtreichelte ſie zärtlich, und dabei war ihm, als müßte er dem Tier ſagen: Weißt du, daß wir einen guten Freund haben?

Die Zeit ging.

Ein guter Arbeiter war Im Ebnet, dachte der Gemeindeſchreiber. Und als er einmal beſonders zufrieden mit ihm war, ſetzte er ſich auf das hohe Roß ſeiner eigenen Ehrbarkeit und platzte heraus: „Sie, ich begreife eigentlich nicht von Ihnen, wie Sie das haben tun können."

„Was?" fragte Magnus arglos.

„Nun, den Mord," entgegnete jener.

Magnus ſchoß das Blut zu Herzen. „Es gibt ſo viele Rätſel im Leben," antwortete er dann.

Der andere fuhr mit derſelben Plumpheit weiter: „Ich verſtehe einfach nicht, wie man einen Menſchen umbringen kann. Man ſieht es Ihnen auch gar nicht an. Sie ſehen aus, als täten Sie keinem Tierlein etwas zuleide."

„Das tue ich auch nicht mehr," erwiderte Magnus.

Der Moralmenſch auf dem anderen Stuhl ſtrich

ſich den grauen Bart und ſprach ſelbſtgefällig: „Ich ſelber bin ja auch nicht ſo, aber viele Leute werden Ihnen das halt nicht nachſehen. Meine Frau zum Beiſpiel. Sehen Sie, ſie würde Sie nicht in ihre Stube treten laſſen.“

„So?“ ſagte Magnus. Er heftete den ſtillen Blick auf ſein Gegenüber. Eigentlich hörte er den Schluß von deſſen Rede nicht recht, ſondern lauſchte mehr nach innen. Da redete ihm ja etwas längſt dasſelbe vor, was jener ihm zu Gemüt führte.

Schultheß zeigte ſich aber von da an oft zu Geſprächen aufgelegt. Im Ebnet machte ſich ihm ſehr nützlich, ohne daß er ſelbſt ſich dabei groß verköſtigen mußte. Wenn er daher mit ihm allein war und Freundlichkeit ihn nicht vor anderen bloßſtellte, ließ er es daran nicht fehlen. Im Beiſein Dritter tat er, als wäre der Gehilfe nicht da.

Alles das wußte Magnus. Aber er ging ſeinen ſchlichten Weg. Der führte ihn nicht weit. Von der Schreibſtube in ſein Hinterzimmer, manchmal in die Stube der Schweſter und wiederum manchmal ins Freie. In der Stube Eliſens war es ihm immer ein wenig kühl und dunkel. Eliſe zog meiſtens die Läden zu; aber auch ſonſt wäre keine Wärme darin geweſen. Die Geſchwiſter konnten ſich nicht ineinander finden. Sie ſchwiegen immer noch über das Vergangene, und es redete doch in ihnen.

Die Berta kam hie und da und brachte ein wenig Leben. Sie rüttelte Bruder und Schweſter auf. Zu dritt konnten ſie von Alltagsdingen ganz gemütlich reden.

Einmal wollte Berta die Taube ſehen, und Magnus führte ſie hinüber in ſein Zimmer. Eliſe folgte ihnen nicht, wie ſie erwartet hatten. Da berührte es ſie ſeltſam, daß ſie ſo ganz für ſich waren; aber ſie empfanden es als etwas Schönes. Nachdem Im Ebnet die Zahmheit des weißen Tierchens ihr dadurch bewieſen hatte, daß er es ihr in den Arm legte und den Kopf ihr anſchmiegen hieß, zeigte er Berta ein paar ſeiner Bücher. Sie wunderte ſich, was für ernſte Dinge er las, und bewunderte ihn ein wenig darum. Sie hatte von nun an das Empfinden, daß ſie von ihm lernen konnte und daß er in manchen Bildungsdingen ihren Eltern und ihrer Umgebung überlegen war. Sie ſtießen auf einen Band Gedichte eines neueren Meiſters. Berta ſagte, daß ſie Gedichte ſehr liebe, kannte aber dieſe nicht, und Magnus rühmte die Verſe und las ihr zwei kurze Strophen vor. Sie wurde von ſeiner leiſen Stimme, in deren Tiefe ein voller, ſchmerzlicher Ton ähnlich einer Begleitſaite klang, merkwürdig ergriffen.

„Das war ſehr ſchön," ſagte ſie.

Auch er war unbewußt bewegt durch die Tatſache, daß hier jemand war, der von ihm, dem am Leben Verarmten, etwas empfing. In einer Auf-

wallung von Glück legte er die Hand auf die Bertas. Sie spürte die eigentümliche Weichheit seiner Finger, und die Berührung weckte in ihr ein Gefühl leiser Zärtlichkeit, wie eine Schwester es für den Vater oder älteren Bruder hegt.

An diesem Abend sagte droben die Mutter im Beisein des Vaters schroff zu ihr: „Wie du nur mit dem Kerl, dem Im Ebnet, reden magst! Das schickt sich nicht, merke dir's!"

Sie war von den Worten überrascht, weil sie nicht wußte, daß ihre Begegnungen mit Im Ebnet aufgefallen waren. Sie antwortete nicht, aber es lehnte sich in ihr etwas gegen die Mutter auf, und sie war nicht gesonnen, ihr zu gehorchen.

An einem Samstag erschienen Korber in Gerikon. Ein Planwagen, an dessen Deichsel ein kleines mageres Pferd und der dunkelhaarige Korbflechter selbst zogen, barg die zahlreiche Familie. Sie brauchten einen Erlaubnisschein, um im Dorf allfälligen Kunden nachgehen zu dürfen. Eines der vielen Kinder, die unterm Tuche im Wageninnern herumkrabbelten, ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, kam um dieses Scheines willen auf die Kanzlei. Der Gemeindeschreiber war im Schulhaus in einer Ratsitzung, aber die Berta begegnete dem Korbermädchen auf der Treppe und zeigte ihm den Weg. Magnus Im Ebnet sah mit Verwunderung die zwei Mädchen bei sich eintreten. Noch nie war ihm die Ordentlichkeit der blonden Berta so auf-

gefallen. Sie nahm ſich in ihrer hageren, friſchen, blonden Sauberkeit ſonntäglich aus neben dem anderen Mädchen. Dennoch war auch das Korberkind eines Blickes wert. Nacktfüßig, das dunkelbraune Haar in unordentlichen Fetzen aus einer vielleicht am Vortage ſchlecht gemachten Friſur auf die Schultern hangend, das Kleid unglaublich ſchmutzig und abgeriſſen, lehnte ſie an der Tür, während Berta Im Ebnet erklärte, was ſie wollte. Geſicht, Füße und Hände waren braun und verſtaubt, die Züge aber wohlgebildet. In den großen grauen Augen lag ein merkwürdiger, aus Neugier, Zudringlichkeit, Verwunderung und Schwermut gemiſchter Ausdruck.

„Wie heißt du?“ fragte Magnus, mehr aus Gewohnheit, als weil es ihn wunderte.

„Lukretia,“ antwortete die Korberin, „Lukretia Blank.“

Im Ebnet beriet mit Berta, ob er den Erlaubnisſchein ausſtellen dürfe. Dabei kehrte ſein Blick zum Geſicht des zerlumpten Mädchens zurück. Hatte er es ſchon irgendwo geſehen oder was gab ihm die ſeltſame Empfindung einer Gemeinſamkeit, einer inneren Beziehung?

„Dieſe Feckerleute haben auch nicht viel Gutes,“ ſagte er leiſe zu Berta.

Dieſe entſchied indeſſen in ihrer entſchloſſenen Art, daß der Ausfertigung des Scheines nichts im Wege ſtehe. Die Lukretia bekam ihre Schrift.

Sie hatte sich nicht vom Platze bewegt und aufmerksam die langen, schlanken Schreiberfinger beobachtet. Kaum dankte sie Im Ebnet, der ihr das Papier reichte, sah ihn noch einmal an, als ob sie gern etwas gesagt hätte, und ging dann. Um die Berta kümmerte sie sich nicht.

Diese blieb noch einen Augenblick in der Stube, als die Bettlerin hinaus war.

„Vielleicht hätte ich dem Kinde ein Almosen geben sollen," sagte Magnus, bestürzt über seine Vergeßlichkeit.

„Das wäre noch eher an mir gewesen," erwiderte das helle Mädchen.

Aber gleichzeitig empfanden beide unbewußt eine leise Freude, weil sie in einer Regung ihrer guten Herzen übereinstimmten.

Viertes Kapitel

Und immer noch blieben Im Ebnets Tage sich gleich und brachten Arbeit und Befriedigung, kleine Widerwärtigkeiten, einsame Stunden, die friedlich, und andere, die voll Schwermut und Reue waren. Auch die Menschen änderten sich nicht, weder der im Grunde gemütliche, manchmal aber tolpatschige und schonungslose Gemeindeschreiber, noch seine in den Schuhen der Ehrenhaftigkeit einherklappernde, Magnus nicht grüne Frau, weder die schroffe, wortkarge und am Leben bitter gewordene Elise noch — die Berta.

Was das doch eigen war mit der Berta!

Magnus Im Ebnet war dankbar, daß ihm das Leben wieder aufgegangen war. Er schalt es nicht um seiner Härten, er liebte es um seiner Freiheit willen. Aber das mit der Berta war ihm wie ein Traum. Er konnte lange gar nicht darüber nachdenken. Daß er sich über jedes Zusammentreffen mit dem Mädchen freute, verwunderte ihn nicht, auch nicht, daß ein Tag mit ihr ihm mehr galt als einer ohne sie, und daß er manchmal ungeduldig wurde, wenn er sie ein paar Stunden nicht sah. Aber verwundert war er darüber, daß er ihr die

Freude über ſeine Geſellſchaft auch anmerkte. Was fand das Mädchen an ihm? Er lieh ihr Bücher, er ſprach mit ihr über dieſe, und er ließ ſie mit ſeiner Taube gut Freund werden. Aber was war das am Ende? Im Dorf waren Leute und jüngere Leute als er, die ihr mehr ſein konnten. Aber er freute ſich. Die Freude überwallte ihn manchmal wie ein Föhnhauch. Er war zuweilen in einer ſo glücklichen Stimmung, daß er die ſpröde, mürriſche Schweſter mit lachenden Augen anſah und Verſuche machte, mit ihr zu ſcherzen oder ihr ein herzliches Wort zu geben. Sie ging aber nie darauf ein, ſondern dämpfte ſeine Freude, indem ſie ihm durch ihre Miene zu bedeuten ſchien, er nehme ſich Ungebührliches heraus.

Im Laufe der Zeit ertappte Magnus ſich ſelbſt darauf, daß er auf die Begegnungen mit der Berta nicht mehr nur wartete, daß er ſie vielmehr herbeizuführen ſuchte. Er bemerkte jedoch auch, daß jene ihm entgegenkam. Eines Tages ſagte er zu ihr, als ſie ihm ein Buch zurückbrachte: „Ich möchte gern einmal mit Ihnen einen Spaziergang machen, jetzt, wo die Tage ſo ſchön ſind. Im Freien kann man noch viel beſſer miteinander reden. Und wenn man zu zweien Schönes ſieht, iſt es doppelt ſchön.“

„Empfinden Sie das auch ſo?“ antwortete ſie ſogleich, obwohl errötend, und ſchlug von ſich aus vor, an einem der nächſten Sonntage nach dem Walde zu gehen.

Das ſchien ihm nun wieder faſt zu viel. Er wähnte ſich unbeſcheiden, weil er es angeregt hatte, und entgegnete: „Nein, nein, das kann ich ja nicht verlangen.“

„Aber doch,“ widerſprach ſie. „Ich käme ſehr gern einmal. Vielleicht“ — ſie zögerte, und das Blut ſtand ſchon dunkler in ihren Wangen — „treffen wir uns etwas außerhalb —“

Nun ſtockte ſie verwirrt und ſuchte zu erklären. „Es iſt nur der Leute wegen.“ Aber die Ausrede ſchien ihr recht ungeſchickt und ſteigerte ihre Verlegenheit.

Er hörte nichts heraus, was ihm ſchmerzlich geweſen wäre. Er war wie ein Kind, das die Erfüllung eines Wunſches vor Augen ſieht und nun erſt recht drängt, jene zu fördern. „Gewiß,“ beſtätigte er eifrig, „wir können uns treffen. Vielleicht am beſten am Waldſaum ſelbſt.“

Dann redeten ſie fröhlich für den nächſten Sonntag ab.

Am Abend darauf, da er es beſann, ſtutzte Magnus. Tat er Unrecht dem Gemeindeſchreiber gegenüber, wenn er ohne ſein Wiſſen mit deſſen junger Tochter luſtwandeln ging? Aber er beruhigte ſich ſelbſt: Wie konnte irgendjemand etwas daran finden? Er ein alternder Mann, der ihr Vater ſein konnte? Und ein Anrecht auf einen kleinen Platz im Leben hatte er doch auch.

Es war ein ſehr heißer Tag, als ſie auszogen.

Berta wartete ſchon am Waldrand, als Magnus Im Ebnet ankam. Kein Menſch ſonſt zeigte ſich. Sie aber ſaß in einem weißblau geſtreiften leichten Sommerkleide vor den dunkeln, hohen Tannen, zwiſchen deren graubraunen Stammſäulen da und dort ein Lichtſchein lag. Das dünne Kleid, durch deſſen Ärmel das weiche Rund der Arme ſchimmerte, ſtand ihr trefflich, obwohl es das Eckige ihrer Schultern ebenſowenig verhehlte wie das bäuerliche Braun der Haut.

Ganz wunderhaft hell leuchtete vor dem Waldesdunkel und über dem Braun ihrer Stirn das blonde Haar, das ſich in einer ſchlichten Zopffriſur um den Kopf legte und doch ein leiſes Geſpinſt von Löckchen über den Brauen freigab. Alles an Berta war klar und ſauber. Magnus wurde froh, ſobald er ſie nur erblickte, und wie bei ſeiner Entlaſſung aus der Strafanſtalt dachte er mit einer tiefen Dankbarkeit: Wie ſchön iſt doch die Welt!

Berta winkte ihm entgegen und erhob ſich. Dann legten ſie zum Gruß die Hände ineinander. Sie drückte die ſeine kräftig, und nachdem ſie ein paar Worte über die Schönheit des Tages gewechſelt hatten, begannen ſie waldein zu ſchreiten.

Sie verließen bald die Straße; der Wald war von Unterholz befreit, und ſie konnten unter den hochſtämmigen Bäumen kreuz und quer ſtreifen.

Der Boden war mit dürren Nadeln bedeckt, ein wundervoller Harzduft schlug ihnen da und dort entgegen; zuweilen hörten sie den Wind in den Kronen rauschen, und hie und da leuchtete ein Stücklein Himmel zu ihren Häupten auf und goß einen kleinen Lichtteich mitten in den Wald.

Einmal strich ein Häher, den sie aufscheuchten, mit schwerfälligem Fluge davon; aber von Menschen war die Gegend wie ausgestorben.

Sie sprachen kaum. Fast unversehens erreichten sie ein anderes Waldende, das höher lag und wo eine Bank an einer Stelle stand, die Ausblick auf die tieferen Felder gestattete. Sie setzten sich und schauten in die fruchtbare Ebene hinunter. Auf einem fernen Felde waren trotz des Sonntags Heuer geschäftig. Ein Wagen mit einem Schimmel davor stand schon halb beladen in der Sonne, und ein Mann empfing mit weitgebreiteten Armen das Heu, das ihm andere auf ihren Gabeln hinaufreichten. Sonst war auch hier eine große Stille. Leere Wege führten in weite, verlassene Wiesen hinaus. Bäche glänzten als silberne Bänder auf grünem Grund.

Magnus Im Ebnet seufzte. „Ist es nicht wunderbar?“ flüsterte er.

Die Berta mußte ihn um des Tones willen, in welchem er das sagte, ansehen; sie fühlte, wie seine Vergangenheit in ihm lebendig war.

Da sprach er auch schon davon: „Wenn man das

ſo viele Jahre nicht gehabt hat, dann iſt es einem wie eine Offenbarung."

Berta mochte ihn nicht fragen. Und doch war die Stunde dazu angetan, daß zwei Freunde ſich ausſprachen. Sie wußten nicht, wie es kam, aber Magnus begann zu erzählen. Zuerſt Einzelheiten aus ſeiner Anſtaltszeit. Die Berta ſetzte da und dort ein verſtändiges, fragendes oder mitleidiges Wort dazwiſchen. Plötzlich, wie einſt vor Pfarrer Ott, ſprach er von ſeiner Jugend und ſeinem Unglück. Es waren die Dinge, die ihm jeden Tag und mehr noch in den Nächten in den Gedanken lagen. Er erwog nicht, ob die Berta zu jung oder irgendwie dem, was er ihr ſagte, nicht reif ſei. Er vertraute ihr ſeine Geſchichte, wie man am heiteren Tage ehrlich ausſpricht, was die Seele bewegt.

Ihr aber ging unter ſeinen Worten eine ſolche Lebenstiefe auf, daß ein ungewohnter Schauer ſie ergriff. Scharf umriſſen traten aus ſeiner Schilderung die herbe Geſtalt der Schweſter und ſeine eigene heraus. Er rühmte die Eliſe, klagte ſich an, daß er Schuld an ihr habe, und entſchuldigte ihre Härten und Ecken. Dennoch wurde Berta jener gram, weil ſie fühlte, daß ſie ſelbſt milder wäre als die andere. Und obwohl er kein Wort zu ſeinen Gunſten ſagte, ſprach ihr Herz für Magnus.

Als er in langſamen, von häufigen Pauſen unterbrochenen Schilderungen ſeine Beichte be-

endet hatte, wendete er das Geſicht ihr zu. In ihren Augen ſtanden Tränen. Die ſeinen aber, die grau und hell waren, erfüllte eine leiſe Furcht vor dem, was ſie nun ſagen werde.

Da traf ihn ihr Blick, noch feucht, aber voll Herzlichkeit und Ermutigung. Er ſah zu Boden.

„Ich glaube," ſagte die Berta, „Sie ſind ein beſſerer Menſch als viele von uns, die in großen Ehren ſtehen."

Er ſchaute nicht auf. Sein Herz klopfte. Aber er ſagte ſtill: „Was ich bin, weiß ich nicht, aber was ich ſein möchte, fühle ich wohl."

Sie erhoben ſich bald und ſetzten ihre Wanderung fort. Es wurde Zeit zum Heimgehen, und ſie beſchloſſen, wie bei der Herkunft auf verſchiedene Wege ſich zu teilen. Sie trennten ſich, wo die Wege auseinander gingen. Jedes von ihnen war mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

Magnus ſah immer noch Bertas helle Geſtalt. Auf einmal durchzuckte es ihn: War nicht auch ihm der Weg noch offen, der jedes Mannes Weg ſein konnte? Sollte er nicht — auch noch ein Haus gründen dürfen? Es war ſpät. Fünfundzwanzig lange Jahre war das für ihn zurückgeſchoben worden. Jetzt — ſtellte ihm das Leben, in das er getreten, die Frage. — Die Berta — es wäre ſchön, wenn er ſie immer um ſich haben dürfte! Sie verſtand ihn, er mußte ſtaunen, wenn er dachte, welch ein klarer, ſtarker Menſch ſie war.

Magnus Im Ebnet wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal heimgelangt war und in ſeiner Stube ſtand.

Nun aber erwachte er plötzlich. Mein Gott, da befand er ſich ja im Hauſe der Gemeindeſchreiberin. Und hatte gedacht — und hatte gedacht —

Er ſchüttelte ſich. Schon war er kühl und ruhig. Sei kein Phantaſt, Magnus Im Ebnet, ſprach er zu ſich ſelber. Wie kannſt du nur denken, daß deinethalben ſich die Welt auf den Kopf ſtellen wird? Was möchten die Eltern der Berta ſagen? Was dieſe ſelbſt, wenn ſie von deinen Gedanken wüßte?

Die Sache, die ſein Herz raſcher hatte ſchlagen laſſen, erſchien ihm nun ſo ausſichtslos, daß es ihn nicht einmal ſchmerzte, ſo ſehr begriff er ihre Ausſichtsloſigkeit. Er nahm ſeinen Hut ab, ſetzte ſich in ſeine Sofaecke, ſpürte eine leiſe Müdigkeit vom Spazierengehen her und ſtreichelte die Taube, die ſogleich auf ſeine Hand geflogen kam. Dann lächelte er vor ſich hin: ſchön war es doch geweſen heute. Man mußte dankbar ſein für einen ſolchen Tag.

Und er freute ſich auf die Arbeit von morgen, weil es ihm anlag, ſich durch Pflichterfüllung dafür erkenntlich zu erweiſen, daß es ihm heute gut ergangen war.

Unterdeſſen war auch Berta heimgekommen.

Sie hatte des Weges nicht wie Magnus vergeſſen; manche kleine Äußerlichkeit hatte ſie abgelenkt, aber auch ſie war in froher Stimmung.

Ihre Achtung für Im Ebnet, die ſie ſeit geraumer Zeit empfand, war geſtiegen und ebenſo der Unwille, daß man den Mann nicht für ſo gut wie andere halten wollte.

Als ſie in die elterliche Wohnung trat, fand ſie nur die Mutter darin; die kleineren Geſchwiſter ſpielten noch vor dem Hauſe. Die Mutter grüßte ſie kaum, als ſie ihr den guten Abend bot. Es fiel ihr auf, aber ſie machte ſich nichts daraus, denn jene war oft mürriſch und wortkarg. Sie ſtellte ein paar Waldblumen, die ſie gepflückt und mitgebracht hatte, in ein Glas.

Da wendete ſich die Schultheßin ihr zu.

„Wo biſt du eigentlich geweſen?“ fragte ſie.

„Im Wald,“ gab Berta zur Antwort und errötete. Sie war Verſchweigen und Lügen nicht gewöhnt.

„Mit dem Zuchthäusler?“ fragte die Mutter ſcharf. Sie glich ein wenig einem Geier, der auf ſeinen Gegner einhacken will.

„Ja,“ antwortete die Berta geradeheraus und wunderte ſich, daß die Sache ſchon unter den Leuten war.

Ihre Mutter brach los: „Jetzt wird es mir zu bunt. Was dir nur einfällt! Nicht genug, daß du im Hauſe mit dem Menſchen Freundſchaft pflegſt, jetzt zeigſt du dich auch noch öffentlich mit ihm. Wenn du nicht weißt, was du dir und uns ſchuldig biſt, ſo will ich es dir ſagen. Ich will nicht, daß du

uns zum Geſpött machſt. Wenn es auf mich angekommen wäre, ſo wäre der Kerl —"

„Mutter!" unterbrach die Berta.

Die Erregte aber ſchrie nur lauter: „Weißt du nicht, daß er einen Mord auf dem Gewiſſen hat, daß —"

Die Stimme überſchnappte ihr; ſie mußte Atem holen.

Der Berta aber war das Blut auch ins Geſicht geſtiegen. Sie benutzte die Wortpauſe und ſagte ruhig, aber entſchieden: „Siehſt du, Mutter, ich begreife dich nicht."

„Wieſo?"

„Was Im Ebnet verſchuldet hat, das hat er gebüßt. Vielleicht war ſeine Buße ſchwerer als ſeine Tat. Jedenfalls haben wir kein Recht, ihn auf das anzuſehen, was er war, ſondern müſſen ihn an dem meſſen, was er iſt. Auch gibt er weder dir noch dem Vater, noch irgendjemand jetzt Anlaß, nicht gut von ihm zu denken."

Frau Schultheß war ſo überraſcht von der Feſtigkeit und Ruhe der Tochter, daß ſie ſie ausreden ließ. Dann aber kehrte ihr Zorn nur ſchlimmer wieder. „Du kommſt mir recht, du," zankte ſie, vor ſie hintretend. „Du ſollſt mich lehren wollen. Wenn du nicht weißt, wie du dich zu betragen haſt, ſo wirſt du ſehen, wie man dich zur Vernunft bringt."

Sie verlor ſich gänzlich. Ihre Stimme bekam zuletzt etwas Kreiſchendes, und ihre Kinnladen

klapperten. Sie ſchoß aus der Tür und ſchmetterte ſie hinter ſich zu.

Was für ein Benehmen! dachte die Berta. Je mehr ſie ſich den blinden Zorn der Mutter und die Ungerechtigkeit der Menſchen gegen Im Ebnet vergegenwärtigte, um ſo mehr wuchs auch ihre innere Entrüſtung. Sie löſte in ihr einen geſunden Trotz aus, der ſie nun erſt recht zu Magnus halten ließ.

Sie ging an ihre Hausarbeit.

Mutter und Tochter trennten ſich zur Nacht unfreundlicher als ſonſt. Frau Schultheß war verdroſſen, die Berta ſtill und wortkarg. Jene weihte noch am gleichen Abend ihren Mann in den Vorfall ein, und wenn dieſer auch nicht, wie ſie es verlangte, mit einem Donnerwetter über die Tochter herfiel, ſo gab er ihr doch recht, und Magnus bekam anderen Tages zuerſt zu ſpüren, daß ein neuer Wind im Hauſe wehte. Schultheß behandelte ihn ſo barſch und von oben herab, daß er ſich über ſeine Schreiberei duckte und nach Möglichkeit vermied, mit dem Vorgeſetzten etwas zu tun zu haben.

Die Magnus ungünſtige Stimmung breitete ſich aus. Es war wohl die Schultheßin, die da und dort wider den „Zuchthäusler“ ſchürte. Schultheß gab ihm kein rechtes Wort mehr. Die Hausfrau ſchlug ihm bei Gelegenheit die Tür vor der Naſe zu, wendete ein andermal den Kopf verächtlich ab, wenn er ihr begegnete, einmal ſpuckte ſie ſogar vor ihm aus.

Aber es blieb bei dem nicht. Er ſpürte das Weſen der Gaffer und Spötter im Dorf. Und die Eliſe, ſeine Schweſter, die gleichgültig und faſt ſtumm ihr Leben neben dem ſeinen hingelebt, nahm auf einmal ebenfalls eine Art an, die derjenigen der Schultheßin wenig nachſtand. Magnus vergrub ſich in ſich ſelbſt und die Stille ſeiner Stube. Er nahm, was kam, mit der Geduld des an derlei Gewöhnten.

Zuweilen traf er die Berta. Sie ging nie vorbei, ohne mit ihm ein paar gute Worte zu wechſeln. Tapfer reichte ſie ihm die Hand zum Gruß, und er meinte zu bemerken, daß ſie es mit beſonderer Herzlichkeit tue, wenn ſie von irgend jemand geſehen wurde. Er hatte ein kleines Bild von der Waldbank angefertigt, auf der ſie damals geſeſſen hatten, und ſchenkte es ihr, als ſie eines Tages zu Eliſen kam. Sie dankte ihm und war voll herzlicher Bewunderung für ſeine Geſchicklichkeit.

„Vielleicht ſieht man es nicht gern, wenn Sie das Bild in Ihr Stübchen hängen," warnte er, nicht aus eigenem Groll, ſondern nur aus dem aufrichtigen Wunſche heraus, ihr Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Tränen traten in ihre Augen. Sie waren von ebenſoviel Zorn gegen ſeine Widerſacher wie von Mitleid und Achtung für ihn erzeugt. „Was kümmern mich die Menſchen," ſagte ſie. „Sie nehmen ſie ja auch gelaſſen hin."

Dabei blickte ſie ihn ſo warm an, daß es ihn faſt verwirrte.

In dieſem Augenblick kam Eliſe durch den Flur, in dem ſie ſtanden. „Deine Mutter ſucht dich, Berta," ſagte ſie mit zorniger Schärfe.

„Auf Wiederſehen, Herr Im Ebnet," grüßte dieſe laut und reichte ihm feſt wie immer die Hand. Dann ging ſie.

Eliſe aber wartete, bis ſie hinaus war, dann ſtellte ſie ſich vor den Bruder hin. Die ſchweren Brauen und die Lippen zuckten. „Laß das Mädchen in Ruhe," zankte ſie.

Sie hatte mit der Hausherrin bisher in Frieden gelebt. Seit einiger Zeit aber redete die Schultheßin ihr den Kopf voll, es ſei ein Mißgriff und für das ganze Haus ein Nachteil geweſen, daß ſie den Bruder aufgenommen.

„Ich habe mit dem Mädchen nichts," erwiderte Magnus.

„Leute wie du ſollen den Schein meiden," entgegnete die Schweſter hart. „Die Eltern dulden den Verkehr nicht. Du biſt nun einmal der, der du biſt."

Er hörte, wie viel alter, eigener Groll am Grunde ihrer Schroffheit war. Es tat ihm mehr leid als ihre Vorwürfe. Er mochte aber nicht mehr erwidern. Schweigend drehte er ſich um und verließ ſie. Er gewahrte nicht mehr, daß die Schweſter raſch abkühlte und ihm mit einem Blick nachſah, in dem Beſtürzung und Bedauern über ihren eigenen Zorn lag.

Fünftes Kapitel

Die Sache kam nicht mehr zur Ruhe. Im Dorf erzählten ſie, der Menſch, Im Ebnet, habe verſucht, mit der Haustochter, der Berta, anzubinden. Frechheit und Undank! Starke Worte brauchte man, denn die berechtigte Entrüſtung der Schuldloſen hat das Recht auf ſtarke Worte. Die Schultheßin begann einen regelrechten Feldzug gegen Magnus Im Ebnet. Zunächſt verlangte ſie von ihrem Mann, daß er ihn wegſchicke. Der kleine Schreiber, der nicht gerade ein Held, aber auch nicht völlig unterm Pantoffel und ein Diplomat war, überlegte ſich die Sache, fand aber das Verſchulden des Magnus nicht ſo ſehr erwieſen und meinte, es genüge nicht, ihn ſo ohne weiteres vor die Tür zu ſetzen. Allmählich könne man ihm dagegen wohl beibringen, daß er beſſer weitergehe. Der Schultheßin ging das nicht raſch genug. Darum beklagte ſie ſich nun über die Taube. Sie verunreinige die Fenſterbrüſtungen. Darauf machte ſie ein Geſchrei, eine Nachbarin bekomme keinen Zimmerherrn, weil niemand einem Zuchthäusler gegenüber wohnen wolle. Und eines anderen Tages

begehrte ſie auf, Im Ebnet habe mit ſchmutzigen Schuhen die eben von ihr reingefegte Treppe betreten und ihre Arbeit zunichte gemacht. Heute hatte er die Tür zu ſtark zugeſchlagen, und morgen hatte ſie ganz beſtimmt geſehen, daß er einen Apfel aus dem Korb genommen, der unten an der Treppe ſtand. Vielleicht war das böſe Weib von der Güte ſeiner Sache überzeugt, jedenfalls wäre ihr Eifer einer beſſeren würdig geweſen.

Ihr Drängen machte den Gemeindeſchreiber unwirſch. Er wies ſie zurück. „Gib Ruhe mit dem Im Ebnet.“ Aber noch verdrießlicher zeigte er ſich gegen die Berta und ſeinen Gehilfen ſelber. Jene ging oft mit verweinten Augen herum. Im Ebnet konnte ſeinem Vorgeſetzten die Arbeit nicht mehr recht machen. Er ſagte zu ſeiner Taube: „Wir werden nicht mehr lange bleiben können, Hans,“ und er ſeufzte und dachte an die Weltweite und wie fremd er darin war.

Die Unduldſamkeit der Schultheßſchen Eheleute ſteckte immer mehr auch die Eliſe an. Als Magnus über einer Mahlzeit ihr Andeutungen machte, daß er wohl werde fortziehen und ſich anderswo Arbeit ſuchen müſſen, zuckte ſie nur mit den Achſeln; eine Antwort bekam er nicht.

Nun begann er zu überlegen. Wo ſollte er ſich hinwenden? Er war ein ſolcher Fremdling auf allen Straßen. Am beſten war es wohl, wenn er ſich in eine Stadt begab. Er ſchrieb an den Anſtalts-

pfarrer Ott und bat um Rat. Auch dem Ortspfarrer machte er einen Beſuch. Jener gab ihm freundlichen Beſcheid, nannte ihm einige Adreſſen in einer Hauptſtadt und verſprach, ſich für ihn umzutun, dieſer, von der öffentlichen Meinung Gerikons beeinflußt, ſtimmte ihm nur mit ſalbungsvoller Würde bei, es ſei das beſte, wenn er in eine Stadt gehe, dort kümmere man ſich weniger um den einzelnen, und es ſei ihm doch bekömmlich, kein Aufſehen von ſich zu machen.

Magnus Im Ebnets Lage war nicht leicht. Aber er trug ſie mit ſtillem Gleichmut. Es wühlte wohl in ihm, darum, daß man ihm Unrecht tat. Es fror ihn innerlich manchmal ein wenig. Aber er war mit keiner großen Hoffnung gekommen, und er maß der Menſchen Selbſtgerechtigkeit an dem eigenen Schuldgefühl und zürnte ihnen nicht. Es tat ihm nur leid, ſeine Hinterſtube wieder verlaſſen zu müſſen und die alten, bekannten Möbel und — die Schweſter. So wenig Beziehungen ſie zueinander hatten, ſo fern ſie ſich geblieben waren, in ihm regte ſich das Blut, er vergaß keinen Augenblick, daß ſie die einzige war, die im Leben eigentlich zu ihm gehörte, und er hätte ſich gern in ihre Schrullen und Härten gefügt, wenn ſie ihn hätte behalten mögen. Und die Berta? Manchmal war ihm, als habe er ſie ſchon verloren, weil er doch ihretwegen fort mußte. Wenn er an ſie dachte, wurde ihm weh und wohl. Er war

glücklich, daß ſie ſich in ihrer Freundſchaft nicht hatten beirren laſſen, und es ſchmerzte ihn, daß ſie ihm und ihr wehrten, Kameraden zu ſein. Aber er fügte ſich, lebte zuweilen ſchon halb in der Zukunft und empfand als Troſt das eine, das ſich nicht geändert hatte, das Große, daß er frei war, noch immer — frei.

Als nun ſeine Pläne ſo weit klar waren und der Gemeindeſchreiber eines Morgens wieder zankte und das Wort fallen ließ, überhaupt, es wäre ſchon beſſer, wenn er ſich anderswo Beſchäftigung ſuche, ſchwieg Magnus nicht wie gewöhnlich, ſondern erwiderte, er ſei bereit zu gehen und bitte, ihm zu ſagen, wann es dem anderen lieb ſei.

„Meinetwegen können Sie jeden Tag fort," gab ihm Schultheß grob zurück.

Gut, ſo wolle er am nächſten Montag ziehen, entgegnete Magnus.

Der Schreiber wurde zahmer. Als ſich die Sache ſo raſch löſte, meldete ſich ſein gutes Herz. So eilig ſei es ja nicht, verſicherte er.

Magnus bekam darauf neben ihm noch ein paar gute Tage.

Schultheß indeſſen verſtändigte die Seinen.

„Gott ſei Lob und Dank," ſtöhnte die Schultheßin mit zum Himmel geſchlagenen Augen.

Sie ſaßen gerade bei Tiſche.

Die braune Berta ſah ſchweigſam auf ihren Teller, aber auf einmal löſten ſich unter ihren

Wimpern ein paar Tränen und tröpfelten in die Suppe.

„Du haſt gerade noch nötig, zu flennen," zankte die Mutter.

Die Berta trocknete die Augen. „Es iſt nicht recht, es iſt eine Sünde," ſagte ſie laut und mutig.

„Wieſo? Warum?" fragten die Eltern.

Die jüngeren Kinder ſperrten die Augen auf.

„Ihr habt einem Unglücklichen einen Tritt gegeben," antwortete die Berta. Dann aß ſie keinen Biſſen mehr.

Sie ließ ſich weder an dem noch an den kommenden Tagen, mochten die anderen ſchelten oder zureden, aus einem feſten, herben Weſen bringen, das ihre Mißbilligung zeigte. Dabei erwog ſie allen Ernſtes, ob ſie Jm Ebnet nicht eine Tat ſchulde. Sie mochte ſich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er wirklich aus ihrem Leben hinausgehe. Sie kam ſich feig vor, daß ſie ihn nicht zum Bleiben aufforderte. Je näher der Tag des Abſchieds rückte, um ſo ſchmerzlicher erſchien ihr die Trennung. Sie wurde auch klar über ſich ſelbſt und geſtand ſich ehrlich, daß ihr bisher niemand begegnet war, dem ſie ſo gut geweſen wie Magnus. Sie prüfte und ſagte ſich, wie ſeltſam ihre Neigung zu dem viel älteren und ſchuldigen Manne ſei. Aber ſie fühlte, daß die Erkenntnis ſeines großen, inneren Gleichmaßes ihn ihr ſo nahe brachte. Vielleicht verſtärkte auch etwas wie

Trotz ihre Zuneigung, Trotz gegen die Widersprüche, die sich in ihr selbst erhoben.

So kam Im Ebnets letzter Tag heran. Er arbeitete wie sonst an seinem Pulte. Der Gemeindeschreiber schien viel mehr an die Veränderung, die morgen bevorstand, zu denken als er selber. Schultheß blickte oft zu ihm herüber und stellte mehrmals Fragen, was er jetzt beginnen, wo er hingehen werde, ja sogar, ob er ihm einen Dienst tun könne. Er war ein ehrlicher Mann, und es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache.

Magnus nahm aber am Abend seinen Lohn in Empfang, auch eine Bescheinigung, daß er seine Arbeit wohl besorgt habe.

„Es kann Ihnen ja nicht fehlen, Im Ebnet, bei Ihrem Fleiß und Ihrer schönen Schrift," ließ sein Vorgesetzter sich herab zu sagen.

„Danke," antwortete Magnus.

Er gab jenem die Hand und wendete sich zum Gehen. Schultheß vergaß, wie weit er über ihm stand, und geleitete ihn wie einen Herrn zur Tür.

Erst als Magnus in die Wohnung der Schwester kam, fiel es ihm aufs Herz, daß es an den Abschied ging. Er zögerte einen Augenblick im Flur, hörte aber die Elise im Laden und wollte sie nicht stören. Leise begab er sich in sein Zimmer. Hier begann er zu packen. Eine Kiste und einen Handkoffer voll Habseligkeiten brachte er zusammen. Auch das Körbchen für Hans, die Taube, stellte er zurecht.

Dann sah er noch einmal den Inhalt seines Schreibtisches durch und schloß endlich seine Schubladen ab. Die Schlüssel wollte er Elisen geben. Diese kam auch ganz unversehens zu ihm herein und fragte, ob sie ihm beim Packen helfen könne, und als sie die fertigen Gepäckstücke sah, wurde sie sehr rot, ob vor Bestürzung oder Unwillen, war schwer zu sagen.

„Ich hätte dir das gern besorgt," sagte sie, „Frauen verstehen das besser."

Sie entfernte sich wieder, kam aber bald abermals zurück und brachte ein sauberes Päckchen mit einer Wegzehrung und Tabak. Beides hatte sie ihrem Laden entnommen und legte es Magnus hin, ihn kurz bittend, es mitzunehmen. Ihre widerhaarige und scheue Natur lag in ihren Worten.

Noch später jedoch, da sie sich beim letzten Teller Suppe gegenübersaßen, Magnus ihr gedankt und sie um Besorgung seiner Habseligkeiten gebeten hatte, sah er, wie ihr die Lippen schmerzlich zuckten.

„Was hast du?" fragte er.

Sie setzte sich gerade in den Stuhl, aber ein verwürgtes Schluchzen war in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Es ist furchtbar, daß wir so auseinander gebrochen sind."

Das Wort machte Magnus beklommen. Es war eine von den Stunden, in denen das Unheilbare seines Lebens vor ihn trat. Er setzte das Gespräch nicht fort, drückte nur nachher vor dem Schlafen-

gehen der ſpröden Schweſter länger als gewöhnlich die Hand und wiederholte: „Ich danke dir, danke dir wirklich, daß du mich ſo lange bei dir aufgenommen haſt.“

Sie erwiderte: „Schreibe manchmal. Vielleicht ſehen wir uns dann und wann.“

Dann trennten ſie ſich.

Magnus verſpürte keinen Schlaf. Seine Seele war nicht unruhig, aber die Schwere von vorhin lag noch auf ihr. Der Mond ſchien in ſeine Stube, als er eintrat. In dem kleinen Lichtteich, den er auf den Boden goß, ſaß mitten drin die weiße Taube. Sie hing ſchlafend den zierlichen Kopf, blinzelte jedoch ein wenig, als ſie ihren Herrn hörte; aber ſie verließ die Stelle nicht. Im Ebnet mochte nicht Licht machen. Er trat ans offene Fenſter.

Die Wieſe draußen war ganz hell, aber die Obſtbäume warfen ein Gitter von dunkeln Schatten auf den Boden. In ihren Kronen ſpann das Licht. Es war, als verbärgen ſich allerlei lebende Weſen in dem regen, durchleuchteten Blattwerk.

Magnus ſtellte ſich ans Geſims. Wo würde er morgen ſein? Was würden ihm morgen für Menſchen begegnen? Wer würde ihn — morgen läſtern? Er war aber nicht bang, nur ein wenig ſcheu, ein wenig einſamkeitsſüchtig.

Auf einmal ſchien ihm, daß drüben auf dem Wieſenpfade hinter den Obſtbäumen ſich etwas bewegte. Er achtete nicht weiter darauf, ſondern

ſprach leiſe mit der Taube, die jetzt zu ihm aufs Fenſterbrett flog. Erſt als nach einer Weile ſein Blick wieder ins Freie ging, gewahrte er, daß draußen ſich eine Mädchengeſtalt an einen der Obſtbäume lehnte.

Das war die Berta!

Sie trug ein helles Sommerkleid. Die Schatten der Nacht färbten ihr braunes Geſicht und ihre Arme noch dunkler, aber das heitere Haar ſchien faſt weiß. Und Magnus ſah, daß ihre Augen groß waren und ſich vor Überraſchung ſtarr oder von einer Art Traumzuſtand gebannt auf ihn richteten.

Minutenlang ſtanden ſie ſo und ſchauten einander an, ohne ſich anzurufen. Es war etwas ſo Seltſames um dieſe Augenblicke, daß am anderen Tage und ſpäter beide ſich fragten, ob ſie ſie wirklich erlebt hätten.

Die Geſtalt der Berta löſte ſich dann von dem Stamme und glitt in die Dunkelheit zurück. Es war, als blitze das helle Kleid noch einige Male durch das Buſchwerk. Dann blieb die Nacht ſtill und ſchwarz.

Magnus trat vom Fenſter hinweg. Seine Sinne waren durch das Begebnis noch mehr erregt. Bedeutung ſchien ihm darin zu liegen. Sein Herz ſchlug hoch. Blitzähnlich erfüllte ihn eine übermütige Freude. Aber er war kein Jüngling mehr. Bald beſchied er ſich. Dann blieb ihm nur noch das, was ſtets als Niederſchlag ſeiner Empfindungen

blieb, ein Gefühl der Dankbarkeit. Dankbar wollte er der Berta bleiben.

Dieſe hatte aber wirklich dort geſtanden. Eine ſpäte Beſorgung hatte ſie ins Dorf geführt. Sie hätte nicht jenes Seitenſträßlein wählen müſſen, aber es war ihr Wille, noch nach dem Fenſter Im Ebnets zu ſehen. Morgen verließ er das Dorf. Und noch immer bewegte ſie der merkwürdige und ſtarke Drang, ihn nicht ohne ein beſonderes Wort, ein Zeichen, daß ſie nicht dachte wie alle anderen, gehen zu laſſen. Sie konnte ihm nicht ſagen: Nimm mich mit. So weit war ſie mit ihm nicht. Und doch befand ſie ſich in einem Zuſtand, der ihr den unbeſtimmten Wunſch eingab, mit ihm zu gehen. In dieſer Seelenverfaſſung trat ſie aus dem Dunkel in ſeinen Geſichtskreis. Sie ſchwankte, ob ſie ihn anrufen ſollte, und fand doch nicht den Mut. In noch größerer Verwirrung verließ ſie die Stelle wieder. Sie ſuchte ihre Kammer auf, aber ſie hatte keine Ruhe. Sie kannte keine Sentimentalität, allein es zog ſie gewaltſam hinunter zu dem einſamen Menſchen, den ſie am Fenſter geſehen hatte. Im Zwieſpalt mit dieſem Sehnſuchtsgefühl blieb ſie die ganze Nacht wach. —

Der Morgen war noch nicht alt, als Magnus Im Ebnet das Haus verließ. Er war noch einmal zum Gemeindeſchreiber hinaufgegangen, der ſchon an der Arbeit ſaß.

„Sagen Sie Ihrer Frau meinen Gruß," hatte

er geſagt; es ſchien ihm natürlich und höflich. Schultheß war erſtaunt, faſt betroffen geweſen. Beinahe hätte er die Frau laut gerufen, daß ſie dem Manne da ade ſage. Aber er kam nicht zur Ausführung dieſes raſchen Gedankens, und jene ließ ſich nicht blicken.

Eliſe geleitete Magnus unter die Haustür. Mühſam holte ſie das Wort aus ſich heraus: „Ich wünſche dir Glück.“ Dann wendete ſie ſich raſch um.

Er wußte nicht, ob es geſchah, um eine Rührung zu verbergen, oder ob ſie es der Leute wegen tat. Er ſtellte ſich nun vor den Handwagen, der der Schweſter gehörte und ſein Gepäck trug. Er wollte es zur nächſten Station fahren. Ein Bote, der der Eliſe Gänge tat, würde den Karren ſpäter zurückbringen.

Eben wollte er ſich in Bewegung ſetzen, als die Berta die Treppe herunter und aus dem Hauſe kam. Sie trat auf ihn zu, unbekümmert darum, daß die Mutter droben hinter den Vorhängen der Wohnſtubenfenſter ſtand, und daß ein paar Gaffer an der Dorfſtraße ſich ſammelten.

„Ade, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie ſo laut, daß man es die Gaſſe hinunter hören konnte. Sie drückte ihm hart die Hand. „Vergeſſen Sie mich nicht,“ fügte ſie hinzu.

Magnus war ein wenig verwirrt. Das Blut ſtieg ihm leiſe in die Wangen. Er ſtotterte etwas von Dank und Wunſch alles Guten, nickte ihr

noch einmal zu und ſetzte ſeinen Karren in Bewegung.

Aber als er nun durchs Dorf und landein zog, hatte er ſo ſehr die Empfindung, die Berta gehe hinter ihm, daß er mehrmals ſich umſah, ob dem nicht wirklich ſo ſei. Freilich ſah er ſie nicht.

Die nächſte Station lag eine ſtarke halbe Stunde überland. Magnus wurde der Weg nicht lang. Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta! dachte er immer. Und dann ſah er wieder den Weg, die Wieſen, in denen das Gras hoch ſtand, und die Bäume, mit Obſt behangen, dunkeln Wald und blauen Himmel darüber. Die Welt ſchien ihm nicht ganz ſo hell, wie er ſie am Tage ſeines Freiwerdens gefunden hatte, aber er fand ſie doch ſchön und wurde ruhig und zog gelaſſen fürbaß.

In einem Walde, den er zu durchſchreiten hatte, ſtand ein Planwagen auf einem grünen Grasplatze. Zwei ſchmutzige Kinder hockten am Boden und ſpielten mit Steinen und Holzſtücken. Ein ſchlankes Mädchen hing zerriſſene Wäſche über ein paar Tannengrotzen in der Nähe. Drüben weidete das kleine Pferd.

Das Mädchen drehte ſich, durch das Rollen ſeines Wagens aufmerkſam geworden, um.

Er erkannte die Lukretia Blank, die damals den Freiſchein bei ihm geholt hatte.

Auch ſie erkannte ihn wieder.

Er hielt an und grüßte. Wie zerlumpt ſie ausſah!

Ihre junge braune Schulter ſchaute an einer Stelle nackt aus dem zerriſſenen Hemde. Aber wieder feſſelte ihn der düſtere Ausdruck ihrer grauen Augen.

„Sind Sie nicht mehr auf der Kanzlei in Gerikon?“ fragte ſie.

Er antwortete: „Ich bin auf der Abreiſe.“ Dann wollte er wiſſen, wieſo ſie noch immer ſich in der Gegend aufhielten.

Das Kind gab Beſcheid: „Wir ſind weit im Land herum geweſen. Jetzt bleiben wir auf dem Rückwege hier liegen.“

Eine Art Wandermüdigkeit, mit Ungeduld vermiſcht, lag in ihrem Ton; er fiel ihm ſonderbar auf.

„Ich will nach der Stadt,“ erzählte er und wollte weitergehen.

Doch Lukretia, deren anfängliche Scheu von einer an dem Landfahrerkinde nicht befremdlichen Zudringlichkeit abgelöſt wurde, kam näher und fragte: „Was wollen Sie in der Stadt?“

„Arbeit ſuchen,“ gab er zurück.

„In der Stadt braucht man viele Arbeiter,“ fuhr ſie, halb zu ſich ſelbſt, halb zu ihm gekehrt, fort. „Ich möchte auch hinlaufen. Aber — in dem Aufzug — die würden mich ſchön fortjagen.“

Wieder fielen ihm der Überdruß und die Unruhe auf, die ihre Worte enthielten.

„Du mußt doch bei deinen Leuten bleiben,“ ſagte er.

Da fauchte ſie auf wie eine Katze, das Blut trat ihr ins Geſicht, und die Augen ſprühten nur ſo. „Das will ich eben nicht," ſagte ſie.

„Was werden dein Vater und deine Mutter ſagen?"

„Wenn der Vater Schnaps hat, iſt er zufrieden. Und die Mutter, bah, wegen der Mutter —"

Magnus lief es kalt den Rücken hinunter. „Iſt dir die Mutter nicht lieb?" fragte er.

„Nein," antwortete ſie hart. „Sie ſchlägt mich. Sie ſchlagen alle einander, der Vater, die Mutter, die Brüder —"

Nun mochte er nicht länger zuhören. Er ſetzte ſeinen Weg fort. „Ade, Lukretia," ſagte er noch.

Aber ſie hörte ihn nicht, ſo leiſe hatte er es geſagt. Und weil ſie meinte, daß er ſich mit Unwillen von ihr abwende, ſtreckte ſie ihm im Rücken lang die Zunge heraus.

Magnus Im Ebnet ſtieß ſeinen Karren weiter. Er ging lange mit geſenktem Kopf. Das Schickſal des Mädchens ging ihm nahe. Das war auch ſo ein entwurzelter Menſch wie er. Der Gedanke ließ ihn lange nicht los. Allmählich erſt löſte das andere Bild ihn wieder ab: Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta!

Sechſtes Kapitel

Wie laut und wirr die Stadt war! Magnus, der aus dem Einſtraßendorf Gerikon kam, wurde ganz ſchwindlig im Kopf, wenn er auf einem Fußſteig an einem der Hauptverkehrsplätze ſtand und warten mußte, bis er zwiſchen den Fuhrwerken und Straßenbahnen nach dem jenſeitigen Ende des Platzes durchſchlüpfen konnte. Seine Einſamkeit hatte ihn unbeholfen gemacht; es war ein Wunder, daß ihm kein Unglück geſchah. Mehr als einmal heimſte er Schelte und Schimpfworte ein, wenn er einem Wagen nicht geſchickt genug auswich. Wenn er aber in die ſtillen, alten Gaſſen kam, atmete er auf. Sie waren dunkel und kühl; man mußte den Kopf weit zurückbeugen, wenn man über den mehrſtöckigen Häuſern den Himmel ſehen wollte.

Magnus hatte aber Glück gehabt. Gleich die erſte Tür, an die er klopfte, war ihm aufgegangen. Er merkte ſchon, ſein Anſtaltspfarrer hatte vorgeſorgt. Er hatte ihn an einen Glas- und Porzellanhändler empfohlen. Magnus hatte dieſen zwar ſelbſt noch nicht zu ſehen bekommen, aber

als er ſich bei ihm gemeldet und ſeinen Brief abgegeben, hatte ein Schreiber ihm nach einer Weile den Beſcheid gebracht, daß er ſich anderen Tages in dem und dem Magazin als eine Art Verwalter und Packer melden könne. Jetzt arbeitete er ſchon ein paar Tage in dieſer neuen Stellung. Frühmorgens trat er an, ſein Mittageſſen nahm er in einer kleinen Wirtſchaft in derſelben dunkeln Gaſſe, wo ſich die Magazine befanden, ein, abends begab er ſich in eine Stube in einem Arbeiterquartier zurück.

Einen Vorzug hatte dieſe laute, wirre, große Stadt: hier ſchien kein Menſch ſich um den andern zu bekümmern. Magnus kam ſich wie ein Staubkorn vor, das in der Wolke des Verkehrs dahin und dorthin getrieben wurde. Seine Augen und ſein Sinn mußten ſich auch erſt daran gewöhnen, Einzelheiten aus dem krauſen Bilde ſeines neuen Alltags herauszufinden.

Zuerſt wurde Magnus in ſeinen Magazinräumen und in der Kruggaſſe heimiſch. Die Magazine nahmen mehrere Stockwerke ein. Sie wie das Haus, in denen ſie ſich befanden, waren nüchtern und düſter. Zu unterſt befanden ſich die Packräume. Sie ſtanden voll leerer und gefüllter Kiſten. Stroh und Heu und Scherben bedeckten da und dort den Boden. Viel Staub klebte an den Wänden und auf den Geſtellen aus rauhem Holz, die da und dort an ſie angebaut waren. In den übrigen Stock-

werken ſtand das Geſchirr, Hafen und Häfelchen, Taſſen und Täßchen, Teller in jeder Größe und Tiefe, Gläſer in allen Formen und Farben. Viele waren in Papier gewickelt, viele wieder nackt, alle aber von dem alles beherrſchenden grauen Staub umſponnen.

Magnus hatte zuerſt eine große Achtung vor dem vornehmen Bruchwerk; er faßte es ängſtlich an, und wenn er allein war, ſo freute er ſich über das Feinzeug unter dem Kriſtall und Porzellan. Aber es wurde alles zum Alltag, und nach einer Woche ſchaute er das, was er in die Hände bekam, um es zu zählen, einzukaſten, auszupacken, einzuwickeln oder zum Verſand zu bringen, nicht mehr auf das Einzelding an.

Das neue Leben nahm ihn mit ſeinen Darbietungen und Forderungen ſo gefangen, daß vor das alte Schleier ſanken. In der Stille ſeiner Stadtbehauſung dachte er wohl an Gerikon, die Gemeindeſchreiberei, an die Schweſter Eliſe und die blonde Berta. Auch weiter zurück, an die Kerkerjahre, und noch weiter an die dunkle, unklare Jugendzeit und die ſchwere, lebenzerſtörende Tat. Allein er war dann müde von der Arbeit des Tages und mochte nicht grübeln, ſo blieb alles wie in einem Nebel.

Ein paar Leute traten zu ihm in Beziehung. Da waren zwei Hilfspackerknechte, ein alter und ein junger, zu denen ſich noch ein Fuhrmann geſellte,

der faſt alltäglich neue Ware nach den Magazinen brachte oder ſolche wegfuhr. Die drei hatten eine gemeinſame Eigenſchaft. Sie konnten keine ſechs Worte reden, von denen nicht eines geflucht war. Im übrigen hieß der alte Knecht Franz und hatte einen ſchwarzgrauen, wilden Bart und eine Weinnaſe. Der junge, namens Hans, war ein ſiebzehnjähriger Schlingel, gewachſen wie ein ſchöner Baum, mit einem Blondkopf und einem ſo hübſchen Milchgeſicht, daß ein Mädchen ſich ſeiner nicht hätte zu ſchämen brauchen. Der Fuhrmann endlich, ein ungeſchlachter und roher Menſch mit von Trunk und Sonne gleichermaßen verkupferten Zügen, trug den Namen Peter. Der Prinzipal, der ein kleiner, ſpitzbärtiger, beweglicher Mann war und dem Magnus nun perſönlich begegnete, führte dieſen bei dem Knechtedreiblatt ein und übergab ihm eine Art Aufſichtsrecht über ſie, eine Aufgabe, die weder leicht noch angenehm war. Der Prinzipal ſelbſt kam alle Augenblicke mit ſeinem Beſtellbuch unterm Arm gaßein und in die Warenräume geſchoſſen. Er hatte lebhafte, kleine Augen, deren Blicke wie Fledermäuſe in den Räumen herumhuſchten und von denen Magnus das Gefühl hatte, daß ſie ſich auf ſeinen Händen feſtſetzten oder auf ſeinem Rücken einhakten, wenn jener glaubte, daß er es nicht beachtete. Herr Jakob Leutenegger, ſo nannte ſich der Prinzipal und Ehrenmann, fing auch an, ihn auszufragen. Er ſei ſcheints auf der

Gemeindeſchreiberei in Gerikon geweſen. Warum er nicht dort geblieben ſei? So — ſo, der Gemeindeſchreiber habe ihm geraten, nach der Stadt zu gehen? Ja — und vorher? Ach — ſo, vorher ſei das andere geweſen? Nun ja! Es ſei ja ſchon nicht jedermanns Sache, Leute anzuſtellen, die —. Aber es läge eben an ihm, Magnus, zu zeigen, daß er auch Vertrauen verdiene. Jedenfalls die beiden Packer und der Peter brauchten nichts von dem Früheren zu wiſſen. Es ſei wegen dem Reſpekt.

Magnus hatte unter dieſen Reden das Gefühl, daß ihm das Blut aus den Füßen in den Kopf und wieder zurück ſtrömte, hin und her, wie ein warmer Bach. Aber er wußte nicht, ob Leutenegger etwas anderes hätte ſagen ſollen. Der ſprach mit freundlicher Rückſicht, mit milden Gebärden und einem ſanften Tonfall der Stimme, die den Worten viel Säure nahmen. Es war nur dennoch nicht leicht, dieſen ſtandzuhalten, und Magnus hätte lieber fortlaufen, ſich in das Getriebe der Stadt miſchen und nichts mehr hören mögen. Damit, daß ſeine drei Mitarbeiter nichts zu wiſſen brauchten, war er freilich einverſtanden. Sie ſteckten ohnehin gleich die Köpfe zuſammen. Der alte Franz, der ſchon zwanzig Jahre im Hauſe war und in allem wohl Beſcheid wußte, ſchimpfte, ſobald der Prinzipal weggegangen war, laut, es ſei unerhört, einem einen fremden Vogt aufzuzwingen, als ob man ſeinen Weg nicht ſelber wüßte. Hans

dagegen ſchaute Magnus mit ſeinen hübſchen Augen frech ins Geſicht, als ob er ſagen wollte: Ich werde es dir ſchon zeigen, wenn es mir nicht paßt.

Da nun aber Im Ebnet ſchweigſam ſein Amt antrat, beſcheiden ſich um Dinge, die er nicht wußte, noch wiſſen konnte, bei dem älteren Arbeiter erkundigte und ſelbſt dem jungen Schlingel durch ſeine Ruhe Eindruck machte, geſtaltete ſich ihr Einvernehmen leidlich. Der Fuhrmann Peter lud ihn am dritten Tage ein, mit ihm auf gute Freundſchaft in der Wirtſchaft zum Krug drüben eines zu trinken. Magnus ſchützte für den Augenblick Arbeit vor, kam aber um das Beſcheidtun ein andermal nicht herum und wurde bei dieſer Gelegenheit auch um ſein Wie und Woher gefragt. Er gab knappe Antwort, was das Kleeblatt veranlaßte, einander zu verſichern, daß er ein blöder Kopf und ein gutmütiger Nichtsbedeutemann ſei, mit dem man ſo ziemlich machen könne, was man wolle.

Zuweilen kamen auch Ladenfräulein in die Magazine gelaufen, um Warenſtücke zu holen, die ein Kunde drüben im Geſchäft eben verlangt hatte. Während dieſe ſich anfänglich nicht um ihn kümmerten, bemerkte Magnus bei ihnen nach einigen Wochen eine größere Teilnahme. Sie begannen ihn wie ein Wundertier anzuſtaunen. Eine von ihnen traf er eines Tages in eifrigſtem Geſpräch mit ſeinen zwei Packern und merkte bald, daß von

ihm ſelbſt die Rede war. Er nickte gleichſam in ſich hinein; er ſpürte es bis in die Fingerſpitzen, wovon jene ſprachen. Seine Geſchichte ging um. Der Prinzipal hatte ſie unter ſeine Leute gebracht, vielleicht war ſie auch auf anderem Wege durchgeſickert. Natürlich! Wie hätte er erwarten ſollen, daß dem nicht ſo würde?

Eine Stunde ſpäter wußte der Fuhrmann Peter um die Sache; Magnus konnte es aus ſeinen Blicken leſen. Auch die anderen beiden hielten die Naſen hoch. Er fühlte, daß er bei denen mit einer Zurechtweiſung jetzt ſchlecht ankommen würde. Es tat ihm leid, des Prinzipals wegen, dem er recht zu dienen meinte. Es nahm ihm auch ein wenig die Arbeitsfreude.

Er ſuchte ſich an dieſem Tage ſeine Beſchäftigung im verſteckteſten Winkel des Hauſes, es tat ihm weh, Menſchen anzuſehen. Zu ſeiner Mahlzeit mußte er freilich in die Wirtſchaft zum Krug hinüber.

Das war eine niedrige Stube, dunkel und feucht und nur gerade ſo reinlich, daß die Polizei nicht einſchreiten konnte.

Ein paar Straßenknechte ſaßen in ihren Blaukitteln an einem Tiſch, als Magnus eintrat. Sie tranken Bier und ſpuckten auf den Boden. Vor einer Weile war Peter, der Fuhrmann, dageweſen. Die Kellnerin, eine ältere, verblühte und grobe Perſon, handelte davon mit einem weiteren Gaſt, einem jungen Burſchen, der ſie zum Dank für

ihre Vertraulichkeiten bald in den Arm kniff, bald zärtlich um die Hüfte faßte. Sie räusperte sich bei Magnus' Eintritt, den anderen zum Zeichen.

Im Ebnet wäre am liebsten wieder umgekehrt, aber er wollte nicht feige erscheinen. So sagte er gelassen sein „Guten Abend allerseits" und schritt an den Gaffern vorüber an seinen im Hintergrund des Lokals bescheiden genug gedeckten Tisch.

Die Kellnerin, die ihn sonst mit einiger Unterwürfigkeit bedient hatte, tat, als ob er nicht da wäre, und zischelte mit ihrem Jüngling weiter; die Straßenmänner glotzten.

Er holte sich eine Zeitung von der Wand und las. Er las wirklich, denn seine anfängliche Erregung hatte sich gelegt. Er wußte doch, daß das in seinem Leben nun nicht mehr anders sein werde.

Dann kam die Wirtin herein, eine dicke, schmierige Frau, die aber gutmütig in die Welt schaute und mit Verstand nicht überlastet schien. Sie wies die Schenkmamsell zur Ordnung, und Magnus bekam sein Essen. Der Grünschnabel, der mit dem Mädchen geschäkert hatte, trat ans Büfett und redete da etwas davon, daß es nicht jedermanns Sache sei, Leute wie den da hinten zu bedienen, wobei er sich keine Mühe gab, die Stimme zu dämpfen.

Aber die Wirtsfrau, in deren Verwandtschaft einer gewesen, den die Gesetze getroffen hatten, wurde über die Rede unwillig und verwies sie

ihm. Sie tat auch noch ein Mehreres und trat an Magnus' Tisch. „Sie müssen das nicht bös auffassen, Herr Im Ebnet," sagte sie mit plumpem Gutwillen, dann wollte sie ihn über sein Unglück trösten.

Magnus war es, als brannten ihn Nesseln, allein er blieb gelassen sitzen. Zu der unbeholfenen Trösterin sagte er leise und ablehnend: „Ich möchte davon nicht reden, Frau."

Mit einiger Verlegenheit trat sie zurück. Aber Im Ebnets Ruhe hatte Eindruck gemacht. Es störte ihn niemand mehr.

Er aß schweigend und langsam. Nicht früher als sonst verließ er das Lokal.

Zunächst hatte Magnus keine weiteren Ungelegenheiten. Seine Friedfertigkeit entwaffnete die, die allenfalls ein Schmähwort lose auf der Zunge sitzen hatten. Aber er sah, wie das Gerede gleich einem stetig weiterrinnenden Ölstrom sich ausbreitete. Vielleicht bestand manches in seiner Einbildung. So, daß er meinte, Leute, die ihm auf den Straßen begegneten, blickten ihn herausfordernd an oder blieben gar stehen, um ihm neugierig nachzuschauen. Sicher aber war, daß kurze Zeit nachher auch an seinem Wohnorte man genau über ihn Bescheid wußte.

Das Haus, in dem er seine Schlafstube hatte, war ein großes, altes Gebäude, ganz von Arbeiterfamilien bewohnt. Er hatte zum Mietsherrn einen

alten Keſſelſchmied, einen feiſten Mann, der ihn nicht grüßte und ſich überhaupt nicht um ihn kümmerte, ſo daß er nur mit ſeiner großen, hageren, kinderloſen Frau zu tun hatte. Dieſe aber gehörte einer frommen Sekte an und war vor allem ein guter Menſch. In ihren Augen konnte er zwar eines Tages auch die ſeltſame Luſt des Wiſſens leſen, die er an jedem, ſeine Schuld Kennenden, bemerkte, allein ſie ſprach mit ihm nicht davon, blieb immer gleich freundlich und hatte nur die unliebſame Angewohnheit, in einem Jammerton die Härte der Welt zu beklagen, wobei ein deutlicher Hinweis auf Magnus' Schickſal unterlief. Er konnte indeſſen genau beobachten, wie die Kenntnis ſeines Schickſals unter den übrigen Hausgenoſſen, den vielen, vielen Menſchen Fortſchritte machte. Heute ergriff ſie dieſen, morgen jenen. Heute ſtreckte dieſe Frau den Kopf aus der Tür und gaffte ihm nach, wenn er zur Arbeit ging, und morgen ſtieß dort ein Mann den anderen an, wenn er auf dem Flur an ihnen vorbeikam. Kinder riefen ihm Übernamen nach oder zeigten ihm die Zunge; eine zänkiſche Alte keifte in allen Tonarten, als er im Vorübergehen verſehentlich mit ſeinem Arm den ihrigen ſtreifte. Täglich lief er Spießruten durch Reihen von Müßigſtehenden.

Aber er muckſte nicht. Manchmal wunderte er ſich über die Gemeinheit der Menſchen, wenn ſie zu groß und auffällig war. Es gab auch Stunden,

in denen ihm der Atem von einem eigentümlichen Lebensekel eng wurde, aber meiſtens ging er an aller Unbill vorbei und entſchuldigte vor ſich ſelbſt ſeine Widerſacher.

In ſeiner Stube, die mit weißen Vorhängen und Blumen am Fenſter freundlicher war, als der öde Kaſernenbau von einem Hauſe erwarten ließ, begrüßte ihn die Taube, wenn er eintrat. Sie kannte ſeinen Schritt ſchon auf der Treppe. Er konnte ihr vertrautes Girren ſchon im Flur hören. Sie flog ihm auf die Hand, und er drückte ſie an ſich. Sie neſtelte ihren kleinen, weißen Kopf in ſeinen Rock hinein, gerade wie ſie einſt in ſeine Sträflingskleider ſich hineingeſchmiegt. Es war nicht viel Liebe, aber es war ihm genug. Es war ein Geſchöpf, das ganz zu ihm gehörte.

Manchmal ſchrieb die Schweſter Eliſe. Ihre Briefe waren beſſer als ihr perſönliches Benehmen. So trocken ſie waren und ſo manchen Klang heimlichen, verhaltenen Vorwurfs ſie bargen, oft quoll es darin auf wie ein verſteckter Schrei des Blutes und enthielten ſie das Wort: Wir ſind einander doch am Ende die nächſten. Vom Gemeindeſchreiber ließ ſie dann und wann eine Nachricht unterlaufen. Von der Berta ſchrieb ſie nie. Aber einmal kam von dieſer ſelbſt eine Karte. Von der Rigi. „Lieber Herr Im Ebnet, ich habe heute ganz allein den Aufſtieg auf dieſen Berg gemacht und grüße Sie. Berta.“ Dieſe Karte las er an vielen

Abenden vor dem Schlafengehen, obwohl er ſie längſt auswendig wußte. Aber er beantwortete ſie nicht.

Er ging auch wie in Gerikon an Sonntagen vor den Ort hinaus. Einſame Waldwege ſuchte er auf. Und wenn er mit der Natur allein war, vergaß er alles über ihrer Schönheit.

Er war ſchon mehrere Monate in der neuen Stellung, als er in der Wirtſchaft zum Krug, wo er immer noch an dem Hintertiſch in aller Stille ſeine Mahlzeiten nahm, Zeuge eines Geſpräches wurde, das zuerſt um ſeines Lärmes und dann um ſeines Inhalts willen ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Die Wirtſchaft war voll von grölendem Volk, und er hatte ſie mit einigem Zögern betreten. Es waren Schiffleute und Auslader, die in dem nahen Frachtſchiffhafen des Sees zu tun und ihren Zahltag gehabt hatten. Einige ſpielten, andere trieben Politik, ein halbes Dutzend junge Burſchen ſaßen, die ſonnengebräunten Arme über den Tiſch geworfen und mit an der Bruſt aufgeriſſenen Hemden da und neckten einander mit ihren Mädchen.

„Der Rudi hat jetzt eine neue," ſtichelte der eine.

„Wieſo?" fragte ein zweiter unter dem Auflachen der anderen.

Der Rudi, ein ſtämmiger Menſch, dem die Wadenmuskeln auf der weißleinenen Hoſe ſich abzeichneten, ſchmunzelte in ſich hinein.

„Sie iſt eine wie eine Katze," berichtete der erſte wieder.

„Wie eine Zigeunerin," verbeſſerte ein anderer.

„Vielleicht iſt ſie eine," ſprach der Rudi nachdenklich vor ſich hin und ſah mit glänzenden Auger ins Glas.

Einer, der bisher geſchwiegen, lärmte auf: „Hat ſie nicht graue Augen, frech und bös wie ein Luchs?"

„Geradeſo," beſtätigte der erſte.

Dann ſtritten ſie hin und her. Die einen wollten nicht gelten laſſen, daß die Beſprochene eine Zigeunerin ſei. Eine Korberstochter nannte ſie einer. Und weil ſie ihm keine Ruhe ließen, erzählte der Rudi, während in ſeinem Blick und ſeinem arbeits- und weinentzündeten Geſicht deutlich der Grimm eines noch nicht erfüllten Wunſches leuchtete, das Mädchen ſei Spülmagd beim Rößliwirt und komme nur ſelten aus dem Hinterraume an den Schanktiſch. Der Wirt könnte Geſchäfte machen, wenn er ſie mehr hervorließe.

Magnus Im Ebnet ſah auf einmal ein Geſicht mit zwei großen, grauen Augen und wirrem Haar vor ſich. Sprachen ſie da nicht von der Lukretia Blank? War das Mädchen dem Wagen entlaufen und ſeinem Verlangen nach der Stadt gefolgt?

Still ging er hinaus. Aber lange blieb ihm das Geſpräch im Gedächtnis.

Siebentes Kapitel

Das Leben nahm seinen Gang. Tage-, selbst wochenlang konnte es für Magnus Im Ebnet ein Strom ohne Wellen sein. Da er den Menschen so viel wie möglich aus Weges ging, geschah ihm kein Leid von ihnen. Der Prinzipal, der mit seiner Arbeit zufrieden war, ließ sich manchmal mit ihm in ein Gespräch ein, das nicht nur von Geschäften handelte. Er redete dabei etwas von ferne, von oben herab, und Magnus fühlte, daß diese Kommmir-nicht-nah-Freundlichkeit sich bei Gelegenheit in eine spitze Herrischheit verwandeln konnte, allein warum sollte er nicht dankbar hinnehmen, was war, und nicht vorsorgen um etwas, was nicht mit Sicherheit eintreffen mußte? Ebensogut wußte er, daß der Friede mit seinen drei Knechten nur so lange halten konnte, als er selbst sich duckte. Aber der Friede hielt eben noch, und so trug er ihm Sorge wie dem Glas, das er täglich unter den Händen hatte. Wenn nur nicht das Ducken und Nichtmucken einen so niedergedrückt hätte! Wenn nur nicht in dem Auswegegehen selbst die Erkenntnis gelegen hätte, daß man niemand im Wege sein durfte!

Einmal, als er in dem dunkeln Packraum der Kruggaſſe vor ſeinem Magazinbuch ſtand und ſchrieb, kam der Packerburſche Hans herein und meldete Magnus, daß draußen eine Frau ſei, die ihn zu ſprechen wünſche.

„Was für eine Frau?“ fragte Im Ebnet.

„Eine Frau halt,“ antwortete Hans. In ſeinen Augen ſaß der Spotteufel.

Magnus ging ſelbſt zur Tür.

Da trat eine ſehr lange, ſehr ſchlanke Dame mit einem wehleidigen Milchgeſicht über die zwei Stufen aus der Gaſſe in den Packraum. Sie hatte ein ſchwarzes Kleid an und ein Abzeichen an dem ſchmalen Buſen feſtgeſteckt. Unter dem Arm trug ſie eine ſchwarze Taſche.

„Iſt er das?“ fragte ſie den jungen Hans.

Der nickte grinſend und lungerte herum, als ob ſie ihn als Zeugen brauchten.

„Sie ſind Magnus Im Ebnet?“ fragte die Dürre dieſen.

Magnus bejahte.

„Ich bin Mitglied der Kommiſſion zur Linderung des Loſes entlaſſener Sträflinge,“ ſagte die Dame. Dann ſah ſie ſich um, und als ſie merkte, daß der Burſche noch hinter ihr ſtand, wurde ſie rot und merkte, daß ſie ungeſchickt geweſen war.

Magnus wartete mit geſenktem Kopf.

Der Packerburſche ging; er mußte den Kameraden melden, was der Im Ebnet für Beſuch habe.

„Ich habe die Pflicht," erklärte die Vereinsdame weiter, „mich zu erkundigen, wie es unſeren Schützlingen geht. Sie ſtehen auf der Liſte."

Magnus dachte nach, wie er wohl auf die Liſte gekommen ſei; das Wort ſeiner Beſucherin hörte er nur ganz von fern.

„Sind Sie zufrieden hier?" fragte die Barmherzige ein wenig vorwurfsvoll, weil er ſo wortkarg war.

„Ja," gab er zurück.

„Man iſt alſo recht mit Ihnen?"

„Ich habe nicht zu klagen."

„Das iſt ſchön. Ich will nachher bei Ihrem Prinzipal vorbeigehen und ihm ſagen, wie ſchön das von ihm iſt," verſicherte die Hagere.

Magnus ſtimmte ihr bei. Gewiß, ſie hätte ſehr recht. Dabei dachte er, daß das Frauenzimmer nun wieder gehen könnte.

Aber dieſe ſchien anderer Anſicht zu ſein. Sie ſetzte ihm auseinander, daß, um ſich ſo recht für ſeine Perſönlichkeit intereſſieren zu können, ſie einiges aus ſeinem Leben wiſſen ſollte. Sie ſtand wie ein langer Nagel da, der ſteckenbleibt, wo man ihn eingeſchlagen, und legte ihren wehleidigen Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Mit Worten, denen Magnus ihre ſchonende Teilnahme nicht abſtreiten konnte, fragte ſie ihn über ſeine Jugend, ſeine Schuld und ſeine Strafzeit aus. Er mußte auch zugeben, daß man der mitleidigen

und ehrbaren Dame alle Hochachtung ſchulde. Es kam ihm nur alles, was ſie ſagte und wollte, ſo überflüſſig vor, und er hätte ihr gern geſagt, daß er wieder an die Arbeit müſſe. Aber er hielt ſtill.

Dann verſprach ſie, ein andermal wiederzukommen, und bot ihm zum endlichen Abſchied die Hand. Dabei ſchaute ſie ihn mit einem wackeren Blick an, als verſicherte ſie ihm: Siehſt du, wir von unſerem Verein ſcheuen uns nicht, mit euch Verlorenen Verkehr zu pflegen.

Noch als ſie zur Tür hinaus war, ſpürte er den heftigen, ganz auf Ermutigung berechneten Druck ihrer langen, kühlen, etwas ſamtigen Hand. Wie ſeltſam das alles iſt, dachte er.

Es dauerte ein Weilchen, ehe er ſich wieder in ſeine Arbeit zurückfand, aber am Ende vergaß er über dieſer den Beſuch und empfand das alte Vergnügen, Buchſtaben und Zahlen recht regelmäßig und ſchön in ſein Buch zu ſetzen. Als dann gar ein wenig Sonne ſich in die enge Gaſſe hinunter ſtahl und ein im blinden Fenſter entlichteter müder Schein gerade auf das Buch und ſeine Schriftzeichen fiel, fand er völlig ſein Gleichmaß wieder und fühlte ſich, wie oft, in ſeinem engen Kreiſe glücklich und zufrieden.

Zwei Tage ſpäter traf Magnus ein Schlag. Bei der Heimkehr von der Arbeit fand er ſeine weiße Taube tot auf dem Boden liegen. Er hatte zuerſt gemeint, ſie ſchliefe nur, und ſie angerufen. Aber

als ſie nicht antwortete und er ſie berührte, war ſie ſteif. Es fuhr ihm wie ein Stachel ins Herz. Lange ſchaute er auf das tote Tier in ſeiner Hand nieder. Er konnte ſich kaum mehr an die Zeit erinnern, da ſie nicht bei ihm geweſen war. Er mußte aber an ſeine Zelle denken, wie die Taube auf dem Schranke geſeſſen und neben ihm auf dem Bette geſchlafen hatte. Er ſprach in Gedanken mit ihr und hörte ihr antwortendes Girren. Nun war ſie tot. Wie ſtill die Stube war und wie leer!

Er legte das Tier in ſein Körbchen, vergaß, daß er noch kein Abendeſſen gehabt hatte, und trug es aus der Wohnung fort. Bis in den Wald, der die Stadt überragte, lief er hinauf und grub den Vogel an einer Stelle ein, die er leicht wiederfinden konnte. Er formte einen kleinen Hügel und legte, wie Kinder tun, Kieſel in Kreuzform geordnet darauf.

Auf dem Heimwege ſah er das Getriebe der Stadt nicht. Er mußte immer an das Tierweſen denken, das er verloren hatte. Er machte ſich zu Hauſe ſein Eſſen zurecht und tat einige andere Alltagsgeſchäfte ab. Aber eine eigentümliche Unruhe erfüllte ihn, als ob jemand, der zu ihm gehörte, noch nicht da ſei. Er lief noch einmal in die Nacht hinaus. Die Müdigkeit trieb ihn zurück, allein er konnte nicht einſchlafen, als er ſich niederlegte. Er wartete immer auf etwas, das nicht kam.

Von da an, wenn er Tauben ſah, lockte er ſie.

Aber ſie waren nicht ſo zahm. Keine flog ihm zu. Er dachte daran, ſich eine zu kaufen, oder ein anderes Tier, einen kleinen Hund oder eine Katze. Aber er konnte gar keine rechte Luſt dazu faſſen.

Seine Taube war ja einſt freiwillig zu ihm gekommen.

Die Unruhe ſteigerte ſich. Sie machte ihn ganz krank. Wollte niemand — niemand auf der Welt etwas von ihm wiſſen? War er bisher den Leuten gern aus Weges gegangen, ſo ſpürte er nun auf einmal ſeine Verlaſſenheit. Er begann Briefe zu ſchreiben, an den Anſtaltspfarrer, an die Schweſter. Wenn er nur ein Wort von jenen hörte, damit er nicht ſo — ſo ganz verloren war.

Die Antwortbriefe kamen indeſſen nicht ſo bald. Er lief herum. Er ſtreifte durch zwanzig fremde Gaſſen, als ſuchte er etwas.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er eines Abends vor der Wirtſchaft zum Rößli ſtand, von der die Burſchen damals geſprochen und in welcher das Korbermädchen ſich befinden ſollte. Er war auf dem Heimweg von der Arbeit. Um hier vorbeizukommen, hatte er einen weiten Umweg machen müſſen. Was er wollte, wußte er nicht. Er ſtand in der Straße des unſchönen und verrufenen Quartiers und ſah die zwei großen Glasſcheiben der Wirtsſtube an, hinter denen ſtraff geſpannte, unſaubere Vorhänge dem Einblick wehrten. Er emp-

fand Neugier, ob die Lukretia Blank wirklich da drinnen ſei, ob ſie überhaupt einmal dageweſen. Wenn er ſie hätte begrüßen können — hm, ſie war eine alte Bekannte, ſie ſtand ihm faſt nah, wenn er verglich, wie fremd die ganze übrige Stadt ihm war.

Als während einer ganzen Weile weder ein Menſch aus der Wirtſchaft trat, noch jemand hineinging, ſchritt auch er weiter.

Am anderen Tage machte er den gleichen Weg. Dann verlachte er ſich ſelbſt um des Gebarens und blieb fort. Und kam doch wieder.

Und wie er nicht gewußt hatte, wie er vor die Wirtsſtube gekommen war, ſo wußte er eines Tages auch nicht, wie er plötzlich drinnen ſaß und ein Glas Bier beſtellte.

Er war der einzige Gaſt. Ein Mann ſtand am Schanktiſch und brachte ihm das Getränk. Es war der Wirt, ein Menſch mit einem Säufergeſicht. Er ſtellte das Glas vor ihn hin, trat in den Zugang zu einem Hinterraum und rief hinein: „He holla, Gaſtung.“

Da kam die Lukretia heraus.

Magnus erkannte ſie ſogleich, obgleich ſie nicht mehr in Lumpen ging. Sie trug ſich geputzt, ſtak in einem kurzen, engen Kleide, das die ſchöne Schlankheit ihres Körpers mehr zeigte, als nötig war. Ihr Haar war noch immer wirr, aber ſie hatte es nach neumodiſchem Muſter hochgeſteckt. Ihre

hohen Schuhe klapperten, während sie sich mit gezierten Schritten näherte.

Nun erkannte sie ihn ebenfalls. Ihre grauen Augen leuchteten freudig auf. „Nein! Sind Sie es wirklich?“ fragte sie mit kindlichem Vergnügen.

Ihr Ton tat Magnus wohl.

„Haben Sie denn gewußt, daß ich hier bin?“ fragte sie weiter.

Er erzählte ihr, wie er ihren Aufenthaltsort erfahren hatte, und fragte, wie es ihr hier gehe.

Sie berichtete, zuweilen leichtfertig lachend, sie hätten sie aus dem dunkeln Putzraum ans Licht hervorgeholt. Ihre Vorgängerin hätte ihretwegen weichen müssen.

„Und es gefällt dir?“ fragte er. Er besann sich nicht, ob er sie duzen sollte. Sie war ihm noch immer das Kind, als das er sie zum erstenmal gesehen hatte.

Sie zuckte die schmale Schulter.

„Und wissen deine Eltern, daß du hier bist?“

„Sie wußten, daß ich fortlaufen würde. Sie waren froh, eines weniger im Karren zu haben.“

Er dachte, welch ein verlorenes Wesen sie sei, in die Welt und durch die Welt geblasen, wie er selber. Dann packte ihn eine Art Angst um das verwilderte Geschöpf. „Glaubst du, daß du hier am rechten Ort bist?“ fragte er.

Sie schaute sich um, ob niemand zuhöre, und neigte sich näher zu ihm. „Wenn ich an das Herum-

ziehen denke, komme ich mir hier wie im Paradieſe vor. Aber manchmal —“

Sie ſtockte, und er meinte zu ſehen, daß ihre Augen feucht geworden ſeien.

„Nun?“ ermunterte er.

Aber ſie hatte zur Antwort nur wieder ihr oberflächliches Achſelzucken.

Dann drehte ſie ſich auf ihrem hohen Abſatz einmal um ſich ſelbſt und kicherte: „Luſtig iſt es einmal, das Leben, das kann niemand abſtreiten.“

Magnus wußte nicht, ob er gehen oder bleiben ſollte.

Lukretia erkundigte ſich nach ſeinem eigenen Ergehen.

Er ſtand ihr Rede. „Haſt du auch jemand, der ſich deiner etwas annimmt?“ fragte er dann.

„Nur zu viele,“ gab ſie raſch zurück und fügte dann zögernd und mit abermaligem plötzlichem Ernſte hinzu: „Aber niemand rechten.“

Magnus ſah in den Tiſch. Es war ihm, als müſſe er ſagen: Wir zwei ſollten uns zuſammentun. Aber das Gefühl, ſich niemand aufdrängen zu wollen, war ſo ſtark in ihm, daß er ſchwieg.

Als das Geſpräch nicht mehr recht vom Fleck wollte und er ſein Glas leer hatte, erhob er ſich.

Der Wirt war wieder eingetreten, zwinkerte mit den Augen und ſagte, aha, ob da eine alte Bekanntſchaft erneuert worden ſei?

Magnus litt es nicht länger. Er verabſchiedete ſich.

Die Lukretia ſtreckte ihm die kleine braune Hand hin, und als er ſie ergriff, ſtahl ſie ſich Schutz ſuchend in ſeine langen, knochigen Finger.

„Kommen Sie doch wieder einmal," bat ſie, ihn zur Schwelle begleitend.

Er verſprach es. Dann ging er mit der eigentümlichen Empfindung hinweg, er kenne das Mädchen jahrelang und ſtehe ihr ganz nahe, er habe ein Recht auf die Lukretia Blank oder eine Pflicht gegen ſie, gleich als ſei ſie ihm verwandt oder irgendwie anbefohlen. Mitten in der Arbeit, aber auch in den Nächten mußte er immer wieder an ſie denken. Dennoch zögerte er lange, ſie wieder aufzuſuchen.

Mit ſeinen Arbeitern hatte er ſich weiter und aus ſeinem Verdienſt leidlich vertragen. Eines Abends erwiſchte er indeſſen den Burſchen Hans, wie er zwei Porzellantaſſen in Papier ſchlug und forttragen wollte. Er erkundigte ſich, welchem Zweck ſie dienen ſollten.

Der Burſche antwortete grob, es ginge ihn nichts an.

Magnus' Blut kam ins Wallen. Wenn es um ſeine eigene Sache gegangen wäre, würde er geſchwiegen haben. Aber ſein Rechtsſinn ließ es nicht zu, daß er den Prinzipal zu Schaden kommen ließ.

„Wenn es mich nichts angeht, ſo wird es Herrn Leutenegger angehen," erwiderte er. „Ich

werde ihm Mitteilung machen." Seine Hand zitterte vor Erregung.

Vielleicht glaubte der andere, er fürchte ſich. Ihm ſchwoll der Kamm.

„Unterſtehe dich," brüllte er los.

Seine beiden Genoſſen, der alte Franz und der Fuhrmann Peter, die gerade vor dem Magazin in der Gaſſe ſtanden, hörten den Lärm und kamen herein.

„Ich ſoll die Taſſen nicht fortnehmen dürfen," begehrte der erboſte Blondkopf auf. Er fügte bei, daß ſie für ſeine Mutter beſtimmt ſeien. Freilich ſtellte er die Sache ſo dar, wie wenn er die Abſicht gehabt hätte, ſie drüben im Laden zu bezahlen.

Magnus wollte einlenken und ruhig erklären, daß es nicht der Ordnung entſpreche, wenn ein Arbeiter eigenmächtig aus den Magazinen eine Ware ſich aneigne.

Aber die drei ließen ihn nicht zu Worte kommen. Ob er glaube, ſie ſeien Diebe, grölten ſie. Das ließen ſie ſich nicht gefallen. Er ſolle lieber für ſich ſelber Sorge tragen; ſie hätten noch nie im Zuchthaus geſeſſen.

Er verſtummte. In ſolchen Augenblicken überfiel ihn ſtets eine große Ermattung, als ſehe er mitten im Laufe ein, daß er nicht ans Ziel komme. Was ſollte er ihnen erwidern? Er konnte ihnen die Achtung nicht aufzwingen, die ſie ihm verſagten. Er drehte ſich ab und begab ſich aus dem

Raum in einen anderen und aus dieſem in einen nächſten. Wieder lief er ſo weit als möglich von dem Schauplatz des Lärms fort, nicht aus Furcht, ſondern nur um kein Aufſehen zu machen.

Daß er mit Leutenegger reden müſſe, ſtand für ihn feſt. Er verſchob indeſſen die Sache auf den Feierabend. Als er jedoch nach dem Mittageſſen das Magazin wieder betrat, fand er den Prinzipal ſeiner wartend. Dieſer gab ſich den Anſchein, er ſehe irgendwelche Ware nach und erwiderte ſo beiläufig ſeinen Gruß. Als Magnus ſich jedoch über ſein Warenbuch machen wollte, ſprach er ihn an: „Sie ſcheinen einen Anſtand mit den Knechten gehabt zu haben?“

Im Ebnet ſah, daß ſeine Widerſacher, die für ihn innerlich kaum ſolche waren, ihm zuvorgekommen waren. Er bejahte des anderen Frage und gab eine kurze, ſchlichte Schilderung des Vorfalls.

Leutenegger meinte, er ſei ſozuſagen im Recht — nur die Leute ſeien ſchon lange in ſeinen Dienſten, ſeien bewährt, wenn auch nicht fehlerlos, glaubten deshalb gewiſſe Vorrechte zu haben, was ihnen ſchließlich nicht zu verargen ſei.

„Es iſt,“ ſchloß er, „für mich eine recht dumme Geſchichte.“

Wieſo? dachte Magnus bei ſich.

Der andere ſprach weiter: „Die drei Männer wollen nicht mehr neben Ihnen arbeiten.“

Magnus ſah ganz ruhig auf. Was jetzt kam, überraſchte ihn nicht.

„Es tut mir ja leid," vollendete Leutenegger. „Sie haben Ihre Sache recht gemacht bei mir. Aber — was eben mit Ihrem Vorleben zuſammenhängt — wie geſagt, die Leute ſind ungerecht, aber — ſie erklären mir, ſie würden alle drei weggehen, wenn Sie hier bleiben."

„Ja, ja," ſagte Magnus Im Ebnet.

Vielleicht hatte der andere Widerſpruch oder eine Bitte um Hilfe erwartet. Er war ſehr befriedigt, als er Im Ebnet ſo ruhig ſah. „Ich zahle Ihnen natürlich Ihren Monat zu Ende," beeilte er ſich zu verſichern.

„So muß ich gleich gehen?" fragte Magnus.

Leutenegger war verlegen. „Ich bin in einer dummen Lage," betonte er wieder. „Ich kann ohne die drei Kerle nicht auskommen."

„Sie brauchen nur zu beſtimmen," entgegnete Magnus kühl.

Da wurde der andere eifrig und beteuerte, es eile nicht, eile gar nicht. Er könne am Abend, könne auch erſt am Ende der Woche gehen, es ſei ihm ganz überlaſſen. Aber es war zu merken, daß der Abend ihm doch lieber als das Wochenende ſei.

Magnus dankte dem freundlichen Manne und ſagte, er wolle nachher ſeinen Lohn holen.

Leutenegger bemerkte, es werde Im Ebnet

ſicher nicht fehlen, eine andere, ja beſſere Stellung zu finden, er ſei ja wirklich ein tüchtiger Menſch. Dann ging er.

In Magnus quoll ein wenig Bitterkeit auf. Er ſeufzte leiſe. Dann tat er bis zum Abend ſeine Pflicht.

Achtes Kapitel

Magnus Im Ebnet hatte seinen Lohn in Empfang genommen und war von seinem Glashändler mit ein paar weiteren schmeichelhaften Redensarten und guten Wünschen entlassen worden. Beim Gang durch die Stadt ließ ihn das Straßengetriebe zu keiner Sammlung kommen. Erst in seinen vier Wänden überlegte er, daß in seinem Leben wieder einmal eine Veränderung eingetreten war und daß er morgen nicht zur gewohnten Stunde an die Arbeit zu gehen brauchte. Es beunruhigte ihn nicht. Alles in ihm blieb glatt und still. Die Überzeugung, daß er jetzt nie etwas gegen Pflicht und Gerechtigkeit tat, machte ihn sorglos. Nur das Einsamkeitsgefühl, das unbewußte Suchen nach etwas, was zu ihm gehörte, regte sich stärker.

Morgen also, überlegte er weiter, hatte er — kein Ziel. Wo sollte er sich um Arbeit umsehen? Er hatte sich unterwegs, wie jeden Abend, die Zeitung erstanden und las nun ihre Anzeigen. Er fand eine Anzahl Gesuche nach Arbeitern. Aber obwohl er mechanisch prüfte, wo er sich zu melden hatte, empfand er nicht die geringste Lust, wirklich

etwas dergleichen zu unternehmen. Sie würden ihn fragen, woher er käme, was früher — geweſen ſei. Und — er mochte davon nicht reden. Es wollte nicht aus ihm heraus. Es widerſtrebte ihm ſo. Er konnte vielleicht wieder an Pfarrer Ott, den Anſtaltsgeiſtlichen, ſchreiben. Gewiß — der gütige Mann würde ihm auch jetzt wieder helfen, wenn er ihm dartat, daß er, Magnus, an dem Wechſel nicht ſchuldig war. Aber ob das jenem nicht ein wenig läſtig ſein würde — ſein müßte, wenn er ihn immer wieder in Anſpruch nahm? Nein, er konnte ihn nicht wieder bemühen. Im Grunde eilte es ja auch gar nicht. Er hatte einige hundert Franken Erſpartes, auch wurden wieder ein paar kleine Zinſen ſeines Vermögens fällig. Ein halbes Jahr konnte er, anſpruchslos, wie er war, ganz gut auch ohne Verdienſt auskommen. Vielleicht hätte er einmal die Zeit zu einem Beſuch bei der Schweſter benutzen können. Ihre ſeltenen Briefe ließen erkennen, daß ſie ſich darüber nicht wundern, vielleicht ſogar freuen würde. Nur — nein — was ſollte er auch in Gerikon? Es war ihm nicht um Reden und Erzählen. Und dann — ohne Verdienſt ging es wohl, aber nicht — ohne Arbeit. Wie ſollte er den ganzen Tag müßig zubringen?

Er tat einen neuen Blick in die Zeitung. „Schreibſtube für Stellenloſe," las er. Das leuchtete ihm ein. Da wollte er morgen hingehen.

Kaum hatte er dieſen Entſchluß gefaßt, ſo be-

merkte er einen leiſen Schein von ſpäter Sonne im Zimmer. Das rührte ihn. Mit der Taube im Arm hatte er ſich immer in dieſen milden Abendſchein geſetzt. Er hatte dem Tier ſcheinbar ebenſo wohlgetan wie ihm ſelbſt und ſeinen krankhaften Händen, an die er immer ſo leicht fror. Von der Taube gingen ſeine Gedanken zu Lukretia. Es war, wie wenn heimliche Fäden ſeine Seele an die ihre knüpften. Beinahe wäre er ſogleich noch nach der Wirtſchaft zum „Rößli“ gegangen und hätte ſie aufgeſucht, aber es fiel ihm ein, daß er ungelegen kommen könnte, und er verzichtete. Anderen Morgens meldete er ſich auf der Schreibſtube. Er kam in einen großen Betrieb, mehrere ſaalartige Räume, in denen Menſchen ſaßen und rechneten oder ſchrieben oder zeichneten oder aus Zeitungen Ausſchnitte machten und was dergleichen Arbeiten mehr waren. In einem kleinen Zimmer wurde er um ſeinen Namen, ſeine Papiere gefragt und mit ſeinem Begehren aufgeſchrieben. Man ſah ihn kaum an und klapperte die an ihn geſtellten Fragen gerade ſo herunter, wie das Dutzend Schreibmaſchinen, die in der Anſtalt in Tätigkeit waren, ihre Buchſtaben hintackten. Eine Vorſtandsdame übergab ihn einem Schreibfräulein. Das wies ihn an einen alten bebrillten Buchführungsmenſchen. Er kam ſich vor wie ein Ziegelſtein, den ein Arbeiter dem anderen zuwirft.

Der Brillenmann teilte ihm mit, daß er Arbeit

bekommen könne, doch paſſe es beſſer, wenn er erſt am folgenden Tag beginne. So fand er ſich nach einer Weile wieder in dem kahlen, hallenden Flur, durch den er hereingekommen war.

Einen Tag mußte er nun warten. Er beſann ſich, was er mit dieſem langen Tag beginnen ſollte. Langſam begab er ſich ins Freie. Der Himmel war heiter. So mochte er alſo wohl einen Spaziergang machen. Die Stadt war von bewaldeten Hügeln umſchloſſen. Wo er ſich hinwendete, konnte er kühle, ſchöne Wege finden. Er ſchlenderte wahllos durch die Straßen; aber er dachte nicht an die Hügelwege, ſondern an Lukretia. Es war, als ob eine unſichtbare Hand ihn gewaltſam zöge. Er ſteuerte der Wirtſchaft zu, in der er ſie getroffen hatte. Nicht um ſie zu ſprechen, meinte er. Er wollte nur vorbeigehen, vielleicht zufällig einen Blick durch die Tür tun. Wieder wie jenes erſte Mal blieb er in der Straße ſtehen, als er das Lokal erreichte. Wagen und Fußgänger trieben an ihm vorbei. Es ſchwindelte ihn ein wenig von dem Treiben, aber er konnte ſich nicht entſchließen, weiterzugehen. Das Mädchen da drinnen — was war ſie ihm? Eine flüchtige Bekanntſchaft und nicht einmal eine pflegenswerte, aber doch in dieſer großen Stadt der einzige Menſch, an den ihn ein dünnes Band knüpfte, der ein leiſes Intereſſe an ihm hatte. Aber — vielleicht — war die Lukretia gar nicht mehr da. Dieſer letzte Gedanke jagte ihm

eine plötzliche Angſt ein. Er geriet in eine ſonderbare Haſt und trat mit einem jähen Entſchluß in die Wirtſchaft.

Es ſaßen ein paar Gäſte da, die ihn angafften; die Lukretia ſah er nicht. Der Wirt nahm ihm mürriſch ſeinen Gruß ab und brachte ihm das Getränk, das er beſtellte. Er fragte ihn ſo beiläufig nach der Aufwärterin. Das Herz klopfte ihm dabei, als ob er etwas Böſes tue, und er verbarg mit Mühe die Unruhe, die ihm die Frage auf die Zunge trieb.

Der Wirt gab ihm grob und laut Beſcheid, das Mädchen habe heute ſeinen geſetzlichen Freitag, das Geſetz mache mit Gewalt Faulenzer aus derartigem Weibsvolk. Er fluchte und ſpuckte. Dann wendete er ſich zu den übrigen Gäſten und polterte über die Obrigkeit und ihre Beſtrebungen zur Volksbeglückung. Endlich drehte er ſich Magnus wieder zu und warf die Bemerkung hin, wenn er ſeine Bekannte etwa durchaus ſprechen müſſe, ſo ſei ſie wohl noch in ihrer Kammer und putze ſich zu einem Paradegang in der Stadthauptſtraße heraus.

Magnus wehrte verlegen ab. Er hätte gern ein Wort mit Lukretia gewechſelt, aber die vielen Zeugen waren ihm im Wege. Er trank ein wenig trübſelig ſein Glas leer und ſtand auf. Im Augenblick, da er ſich der Tür näherte, trat von der anderen Seite Lukretia ein. Er hörte ein anzügliches Huſten eines der Gäſte. Aber er hielt ſich

nicht auf. In der Straße draußen aber reute es ihn, daß er davongegangen war, und er blieb, die Tür im Auge behaltend, in der Nähe.

Die Lukretia war ausgangsbereit. Sie hatte Magnus erkannt. Zunächst aber gaben ihr die Gäste zu tun.

„Da geht gerade der Hochzeiter hinaus," fiel sie einer an.

Die anderen lachten. Neue Witze wurden gerissen. Wie fein sie sich gemacht hätte! Sie solle sich nur den Hutgarten auf dem Kopf nicht verhageln lassen.

Sie blieb auf keine Anrempelung die lose Antwort schuldig. Sie war auffallend herausstaffiert. Ihre Bluse schimmerte im grellsten Rot. Sie trug hohe, feine Stiefel und dünne Strümpfe. Fahrig und nichtsnutzig sah sie aus, aber die katzenhafte Schmiegsamkeit und Anmut ihrer Bewegungen und die heiße Jugendlichkeit, die ihr aus den grauen Augen leuchtete, gaben ihr einen großen Reiz. Am Ende zuckte sie gegen die Spötter wegwerfend die Schulter und verließ das Lokal.

Magnus sah sie herauskommen, sah noch ihre Gebärde der Mißachtung, in welcher der Trotz einer Hilflosen gegen übermächtige äußere Eindrücke lag. Armes Ding, dachte er, was werden sie aus dir machen!

Sie schien nicht erstaunt, daß er noch da war. „Ich habe doch gedacht, daß Sie mir nicht ohne

Gruß davongehen würden," ſagte ſie, auf ihn zugehend.

Sie gaben ſich die Hand und gingen ein paar Schritte nebeneinander hin.

„Wohin willſt du?" fragte Magnus.

Sie verzog den Mund. „Das weiß ich nie," gab ſie zurück. „Irgendwohin, wo es etwas zu ſehen gibt. Manchmal lädt mich einer in ein Kaffeehaus ein, manchmal gehe ich in die Lichtſpiele."

„Muß das ſein?" fragte er.

„Weshalb?"

„Kann man nicht auch einfach nur in die Natur hinausgehen?"

Sie ſchwieg. „Meinen Sie, ich ſollte mit Ihnen kommen?" fragte ſie dann.

„Ich gehe nur in den Wald," antwortete er.

„Nun ja," warf ſie hin, ſo daß er nicht wußte, ob es eine Zuſage ſein ſollte.

Aber ſie ſetzten ihren Weg durch die belebten Straßen unwillkürlich fort.

Sie waren ein merkwürdiges Paar. Magnus, noch immer in ſeinen Kleidern ſchlotternd, Hände und Geſicht von jener Stubenfarbe, die ſich nicht verlieren wollte, ſchritt zwar aufrecht, aber ſo unſicher dahin, als müßte er um jeden ihm Begegnenden einen höflichen Bogen machen. Sie dagegen, die viel Kleinere und Zierlichere, ſetzte die Stöckelſchuhe feſt auf das Straßenpflaſter. Ihre Blicke

blitzten nach allen Seiten, mit eilfertiger Befliſſenheit ſich feſthakend, wo ihr andere Augen antworteten.

Nach einer Weile ſchlug Magnus vor, in eine Straßenbahn zu ſteigen, die ſie über die Stadt hinaus und nahe an den Waldrand brachte.

„Meinetwegen," ſagte Lukretia.

Vor dem Walde angekommen, ſprach er wieder: „Wenn wir rechts gehen, kommen wir in die Allerweltsſpazierwege. Nach der anderen Seite iſt der Wald einſam."

„So?" gab ſie gleichmütig Beſcheid.

Er bog nach der ſtillen Seite ab. „Ich gehe gern von den Menſchen fort," warf er hin.

Der Lärm und das Gewimmel der Stadt blieben zurück. Es war unendlich friedlich. Sie ſchwiegen, und Lukretia dachte, daß es ſehr langweilig ſei.

„Weißt du, wo deine Leute ſind?" fragte Im Ebnet nach einer Weile.

Die Frage ſchien ſie faſt zu erboſen. Sie erwiderte in heftigen Ton: „Nein, es kümmert mich auch nicht."

Nun fiel ein neues Schweigen zwiſchen ſie. Die Waldkronen rauſchten. Manchmal wehte wie ein Fähnlein ein hellgrünes Blatt. Vielleicht tat Lukretia die vorige Heftigkeit leid. Vielleicht wirkte die Schönheit des Weges auch auf ſie. Sie antwortete freundlicher, als Magnus wieder zu fragen begann, wie es ihr immer gehe und ob ſie an ihrer

Stelle zu bleiben gedenke. Allmählich begann ſie auch einiges zu erzählen. Dabei kam etwas wie Schwermut über ſie, als ob ihr das Waldesdunkel das Gemüt beſchatte.

Auf einmal ſagte ſie: „Manchmal wundere ich mich, was noch aus mir werden wird.“

„Wieſo?“ fragte er.

„Die Menſchen ſtellen einem Fallen.“

Es wurde ihm ſeltſam zumute ob ihres plötzlichen Vertrauens.

Sie aber fuhr fort: „Es ſind ſo viele, die einen ſchlecht machen wollen. Oh, ich könnte Ihnen Dinge erzählen, Dinge —

Sie hob einen kleinen Stein auf und warf ihn mit zornigem Schwung weit von ſich.

„Du ſollteſt zu braven Leuten kommen,“ ſagte Magnus.

„Ich will dir ſuchen helfen,“ fügte er nach einiger Überlegung hinzu. Aber ſogleich fiel ihm ein, daß er ſich einer Sache unterfing, die über ſein Vermögen ging, da er ſich doch ſelber kaum helfen konnte.

Sie gab keinen Beſcheid.

Aber nach einer Pauſe ſagte ſie: „Einen habe ich gern.“

Er blickte ſie an. Es regte ſich faſt etwas wie Eiferſucht in ihm, darum, daß ſie noch andere Freunde habe.

Sie achtete nicht auf ihn. Ein Blatt vom

nächſten Baum zerrend, erzählte ſie in der Art eines trotzigen, leichtfertigen Kindes: „Er hat einen Kopf voll wolligen Widderhaars. Es zuckt einem immer in den Fingern, hineinzufahren und ihn zu ſchuppen.“

Plötzlich hob ſie den Kopf und drehte ihn mit einer herausfordernden Gebärde Magnus zu, als ob ſie ihn frage, ob er etwas dagegen haben wolle.

„Wer iſt es?“ fragte dieſer, nur um etwas zu ſagen.

Sie antwortete: „Er hat eine gute Stellung.“

Und dann fügte ſie halb lachend, halb bitter hinzu: „Ehrlich iſt er auch. Er ſagt, liebhaben will er mich wohl, heiraten nicht.“

Auf einmal brach ſie in Tränen aus.

Magnus legte ihr verwirrt die Hand auf die Schulter. „Mußt nicht,“ tröſtete er ungeſchickt, „mußt nicht.“

Sie trocknete ſich mit einer unwirſchen Bewegung die Augen. Und als ſie die letzten Tränen verſchluckt hatte, ſagte ſie: „Ich bin jetzt zweimal in der Kirche geweſen. Da habe ich denken müſſen, daß ich auch gern wäre wie andere Leute.“

„Wie meinſt du das?“ fragte er.

„Daß ſie nicht meinten, mich für ſchlechter anſehen zu müſſen als —“

„Es kommt nicht darauf an, für was uns die anderen anſehen, ſondern was wir ſelber von uns halten können.“

Sie dachte nach und ſagte dann: „Sie reden, als ob es Ihnen gehe wie mir.“

„Vielleicht,“ gab er zurück.

Da ſpürte er ihre Hand in der ſeinen, als ob ihre Finger ſich ängſtlich in die ſeinen verkröchen. „Sie ſind der einzige, mit dem ich ernſthaft reden kann. Laſſen Sie mich nicht ganz im Stich,“ bat ſie.

Er ſtaunte über ihre Zutraulichkeit wie damals über die der Taube, die ihm zugeflogen war. „Ich werde dich hie und da abholen, damit wir zuſammen reden können,“ ſagte er. Auch nannte er ihr ſeine Wohnung und forderte ſie auf, ihn aufzuſuchen, wenn ſie Rat brauche.

Ihr Geſpräch wurde hierauf immer ernſter, wie Menſchen es manchmal führen, wenn ſie recht aus ihrem Alltag aufgerüttelt werden. Sie handelten von der Kirche, Gott, der Natur. Sie kamen ſelbſt in ein Grübeln nach den letzten Dingen.

Am Ende waren ſie erſtaunt, wie ſie indeſſen auf weitem Umweg in die Stadt zurückgelangt waren. Dann aber verlor Lukretia ihr ernſthaftes Weſen wieder. Schon ſchritt ſie mit der alten Geziertheit dahin.

Sie trennten ſich im Quartier, wo ihr Arbeitsort ſich befand. Die Lukretia ſchwänzelte heimzu.

Die Lukretia dachte nicht lange an dieſen Spaziergang, die überfiel zu raſch das plinkende, verwirrende Leben.

Aber Magnus Im Ebnets Leben hatte wieder einen Inhalt. Es war ihm, als habe ihm einer auf dieſem Wege ein großes Geſchenk gemacht. Es tat ihm nur leid, daß die Lukretia und er nicht hatten zuſammenbleiben können. Er dachte an ſie wie ein Vater an ſein Kind, dankbar für ihren Beſitz, beſorgt, weil er ſie in allerlei Gefährden wußte. Auch fiel ihm manches ein, was er ihr zuliebe tun könnte. Er ſchenkte ihr in Gedanken ein Buch, ein buntes Band, führte ſie zu einer Unterhaltung ins Konzerthaus oder ins Theater.

Dabei mußte er auch an die Berta denken. Er müßte ihr doch einmal ſchreiben, ihr erzählen, was ihm Seltſames begegnete in dieſem neuen Leben. Und das Bild der Berta ſtand klar und heiter vor ihm.

Neuntes Kapitel

Das Leben in der Schreibſtube für Stellenloſe war für Magnus in manchem Sinn nur eine Wiederholung deſſen, was ihm in Gerikon und bei dem Glashändler Leutenegger geſchehen war. Er kam frühmorgens, ſetzte ſich an ſeine Maſchine und ſah während der Arbeitszeit nicht links noch rechts. Bei Ankunft und Weggang grüßte er alle Menſchen, die ihm in den Weg liefen, und wenn ihn jemand anſprach, ſtand er beſcheiden und freundlich Rede. Selbſt aber ſprach er niemand an. Aber trotz ſeiner großen Zurückgezogenheit beachtete man den hageren, kränklich ſcheinenden Mann. Die Neugier, wer er ſei, wachte wieder auf, wie ſie immer aufgewacht war, und die haarkleine Kunde, wer er war, ging allgemach wieder um, wie ſie ſich immer ausgebreitet hatte. Täglich ſah Magnus unter den Stellenloſen neue Geſichter; denn täglich blieben die fort, die andere Beſchäftigung gefunden, und traten andere an ihren Platz. Und immer ſah er in den Blicken aller dasſelbe, freche Zudringlichkeit und offenen oder verſteckten Spott neben aufdringlichem Mitleid, auch Gleichmütigkeit ſah er und

gewöhnte ſich daran, das alles um ſich zu haben wie Sonne und Regen.

Einige Male gewahrte er, daß der Direktor der Schreibſtube Leuten, die nach Arbeitskräften ſuchen kamen, auch ſeinen Namen nannte. Er wußte, daß man, wie bei einer Ware, ſeine Vorzüge und Mängel beſprach, und erkannte jedesmal, daß ſich immer wieder Beſſere als er unter der Schar ſeiner Genoſſen gefunden hatten, die ihm dann vorgezogen wurden.

Sein Verkehr mit Lukretia Blank geſtaltete ſich inzwiſchen lebhafter. Er war erſtaunt, wie ſie keinen Sonntag vorbeigehen ließ, ohne daß ſie ihn, und wenn es auch ſpät am Abend war und nachdem ſie mit jüngeren Männern ſich vergnügt, noch aufſuchte. Auch Werktags trug ſie manchmal ſchriftlich oder mündlich ihm irgendein Anliegen vor. Seinem Rat gemäß trat ſie aus der Wirtſchaft aus und fand auf eine Zeitungsanzeige hin als Ladenmädchen Beſchäftigung. Sie bezog ein Stübchen in ſeinem Quartier in einem Hauſe, das, wie er wußte, braven Leuten gehörte. Er, der ſo anſpruchslos war, daß ſeine Mittel über die Bedürfniſſe reichten, bezahlte ihr dieſe Wohnung, als ſie ihm geſtand, daß ſie mit ihrem Lohne nicht auszukommen vermöge. Er verwöhnte ſie vielleicht ein wenig; denn manches Flitterband, manches kleine, billige Schmuckſtück, die das putzſüchtige Mädchen trug, ſtammte von ihm. Ihre kindiſche,

überſprudelnde Dankbarkeit, wenn er ſie mit ſolchen Kleinigkeiten beſchenkte, beglückte ihn ebenſo wie die rückhaltloſe Zutraulichkeit, mit welcher ſie ihm alles ausplauderte, was ſie erlebte. Nicht, daß ſie ihm nicht hundert Rätſel aufgegeben und ihn nicht durch ihre grenzenloſe Leichtfertigkeit in immer neue Unruhe gejagt hätte. Er gab ihr Bücher, bewog ſie zu regelmäßigem Kirchenbeſuch; ſie lachte anderen Tages über das ernſte Buch wie über die ſchöne Predigt. Einer feierlichen Mahnung hielt ſie nicht ſtand. Sie konnte ſich dem Weſen nach wie ſeine Taube an ihn ſchmiegen und im nächſten Augenblick queckſilberig, wild und widerſpenſtig ſein. Erziehen ließ ſie ſich nicht. Sie war lebensdurſtig, zerfahren und oft ebenſo übermütig, wie zu anderen Zeiten von verzweifelter Niedergeſchlagenheit bedrückt.

Viel junges Mannsvolk ſtrich ihr nach. Sie wurde bekannt unter der Jugend, die Freude ſucht. Jeder, der ihr ein Vergnügen bot, war ihr recht. Wenn Magnus ſie zur Rede ſtellte, zog ſie die Stirne kraus, machte ſchmale Lippen oder lief ihm davon. Drohte er aber, die Hand von ihr abzuziehen, ſo weinte ſie und konnte, ſich ihm zu Füßen werfend, ihn flehentlich bitten, ſie nicht zu verſtoßen. Ebenſo flink und geſchmeidig von Geiſt wie von Körper, ließ ſie ihren Gefühlen, Liebe und Zorn, Jubel und Trotz, wie im Wirbel einander folgend, freien Lauf. In ihren guten Stunden

erſchien ſie ihm mit der braunen, ſamtweichen Haut der Arme und Wangen, dem dunkeln Haar und den großen, grauen Augen, die einen ſo nachdenkſamen Ausdruck annehmen konnten, wie ein kleines Wunder, das er nicht genug anſtaunen konnte. Ihr Mund mit den leiſe aufgeworfenen Lippen war oft wie ein unſchuldiger Kindermund, wenn ſie ſich in Gedanken verlor oder zu Magnus' Füßen, den Kopf an ſeine Knie gelehnt, ſitzend lauſchte, wenn er etwas erzählte, was ſie gefangennahm. In einer ſolchen Stunde ſagte ſie einmal: „Ich weiß ja, daß ich ſchlecht bin. Aber ich kann nun einmal nicht anders. Es war zu ſchwer, anders zu werden. Jedermann wußte, wer ich war und woher ich kam. So wollte mich niemand zu Ehren annehmen. Und ſo bin ich eben in Unehren geblieben." Magnus bog ſich zu ihr nieder, ſtrich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, ſprach nicht, dachte, daß ſie recht habe, und wiederholte ſich, wie viel Gemeinſames in ihrem und ſeinem Schickſal lag.

Ihre Offenheit ihm gegenüber hatte oft etwas Trotziges, Eigenſinniges, als ſuche ſie mit ihrer Beichte ſich ſelbſt zu ſtrafen. So erzählte ſie ihm jedes ihrer Liebesabenteuer und ſchilderte ihm ihre Verehrer, die ſie wechſelte wie ihre Bänder. Sie ſpielte mit ihnen, aber ſie konnte ihre Schmeicheleien und Zärtlichkeiten nicht entbehren. Sie lachte über ſie und ſchüttete vor ihm über jeden ihren

Spott aus, aber er fühlte wohl, daß ein heimlicher Schmerz über ihre eigene Schwachheit darin klang. Nur von dem blonden Paul Renner, dem Mechaniker, behauptete sie immer noch, daß sie ihn liebe. Ihre Augen wurden dunkel und ernst, wenn sie auf ihn zu reden kam. Magnus wußte, daß sie gern ja gesagt haben würde, wenn der Bursche ernste Absichten gezeigt hätte.

Eines Tages klagte sie: „Ich weiß, daß Paul mich liebt, aber er darf mich seinem Vater nicht bringen. Er sei sehr streng, sein Vater."

Dann brach sie in stürmisches Weinen aus, das ihren ganzen Körper schüttelte.

Dieses merkwürdige, zu keiner Stunde sich gleichende Wesen also hielt Magnus Im Ebnet in Obhut und Liebe, und wenn er während seiner Arbeitstage an sie dachte, flog ein heller Schein über sein Pult oder durch den Arbeitsraum. Es schien ihm aber Zeit, nun selbst wieder in eine feste Stellung zu kommen. Er konnte nicht dauernd das doch den Charakter der Wohltätigkeit an sich tragende Unternehmen der öffentlichen Schreibstube in Anspruch nehmen. Er gab sich redlich Mühe, andere Beschäftigung zu finden. Auf ein halbes Hundert Zeitungsanzeigen gab er nach und nach ein. In seiner Freizeit lief er umher, bis ihn die Füße schmerzten, um sich in Dutzenden von Geschäften vorzustellen. Man war meistens nicht unfreundlich mit ihm, aber da er nirgends der

einzige Bewerber war, ſo fanden ſich überall ſolche, die keinen Schatten auf ihrer Vergangenheit hatten und ihm daher vorgezogen wurden. Schon dachte er allen Ernſtes daran, ſich dennoch wieder an ſeinen Freund und Gönner, den Anſtaltspfarrer Ott, zu wenden, als eine Depeſche ſeiner Schweſter bei ihm eintraf, die ihn ohne Grundangabe zu ihr berief.

Er erſchrak. Sein erſter Gedanke war, die Schweſter müſſe krank ſein, und das riß ihm das Herz auf. Nichts, was ſie durch ihre ſpröde Kälte und Unverſöhnlichkeit ihm ſchuldig geworden, blieb ihm in dieſem Augenblick im Gedächtnis. Ihn überlief nur heiß die Erinnerung daran, daß er einſt ihr Leben zerſtört hatte und daß er ſo eine Art immerwährende Schande für dieſe ſeine einzige Verwandte bedeutete. Er fühlte, wie ſein Herz an ihr hing, und die Möglichkeit, ſie verlieren zu müſſen, war ihm zur Qual. Haſtig machte er ſich — es war am Abend und Feierzeit — ans Zuſammenſuchen der für die Reiſe nötigen Habſeligkeiten. Aber als er reiſefertig war, kamen ihm andere Bedenken. Nun ſollte er zum erſtenmal nach Gerikon zurück. Das Bedrückende ſeines erſten Einzugs fiel ihm wieder ein, die Gemeindeſchreiberin, die Gerikoner Bürgerſchaft mit ihren Gaffermienen, die Schweſter ſelbſt mit ihrem ſchlecht verhehlten Bemühen, nicht zu zeigen, daß ſie ſich ſeiner ſchämte, und — und — die Berta. Die Berta? Bei ihr

weilten seine Gedanken. Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte? Ob sie noch zu Hause sein, ihm noch immer freundlich begegnen würde? Das Herz klopfte ihm so, als ob er einen steilen Berg ersteigen müßte. An diesem Abend vergaß er die kleine Lukretia. —

Durch die Düsterkeit eines Gewitterabends schritt Magnus Gerikon zu. Die Natur stand in Sommerfülle. Felder und Wiesen strotzten von Wachstum, und die Bäume waren nie dichter belaubt gewesen. Aber Gras und Laub waren von Wasser schwer, denn alle Augenblicke schüttete eine der grauen Wolken, die sich wie schwelender, klebriger Rauch hinter den Bergen heraufschoben und einander faul über den Himmel hindrängten, Regenströme über sie hin. Der Bach, der drüben floß, ging hoch und hatte schmutziggelbe Wellen, die Straße war weich und lehmig.

Magnus Im Ebnet kam nur mühsam vorwärts. Er war sehr müde, als er wie jenes erste Mal am Gerikoner Pfarrhaus vorbeischritt. Ein paarmal meinte er hinter einem Bauernhausfenster verwunderte Gesichter zu sehen und dachte, daß die Weiber von Gerikon bald zueinander laufen und die Neuigkeit seiner Rückkehr besprechen würden. Dann leuchtete ihm Elisens Firmatafel entgegen. Und plötzlich sah er sie selbst in der Tür stehen.

Hatte sie ihn erwartet? Nach ihm ausgeschaut? Freude wallte in ihm auf. Sie war gesund! Sie

hatte ſich in nichts verändert. Schwarzhaarig, mit dem harten, durch die ſchweren Brauen und die Lippenhaare verſchärften Ausdruck im Geſicht ſtand ſie da. Auf ihren Wangen war die Farbe einer leichten Erregung zu bemerken.

Er grüßte ſie. Sie gaben ſich die Hände.

Sie ſagte: „Du biſt gewiß erſtaunt, daß ich dir berichtet habe.“

Damit traten ſie in den düſteren Flur und ihre behagliche, blitzſaubere Stube. Eliſe forderte ihn nicht zum Niederſitzen auf. „Eines deiner Loſe iſt mit dem großen Treffer herausgekommen,“ ſagte ſie trocken. „Du kannſt fünfundſiebzigtauſend Franken holen.“ Nur ein Zittern ihres Kinns verriet, daß ſie der Sache doch großen Wert beimaß.

Er lächelte. Ihm war ſo wohl zumute, weil er die Schweſter wohl ſah. Das andere berührte ihn kaum. „Was einem doch alles geſchehen kann!“ ſagte er.

Er ſetzte ſich auch ungeladen auf den erſtbeſten Stuhl und ſtützte beide Arme auf die Knie. „Was ſollen wir mit dem Geld anfangen?“ fuhr er langſam und gleichmütig fort. „Brauchſt du etwas für dein Geſchäft? Nimm es — ich gebe es dir gern.“

Sobald ſie verſtand, was er meinte, wehrte ſie heftig ab. „Ich habe, was ich brauche.“ Es tönte nicht beſſer, als wenn ſie hinzugefügt hätte: Von dir nehme ich nichts.

Er ſah, daß alles zwiſchen ihnen war, wie es

immer gewesen. Er stand auf, trat ans Fenster und murmelte das und jenes, wie er es anfangen wolle, den Losgewinn einzuziehen. Dann, als die Elise hinausging, begab er sich nach seiner eigenen Stube. Sie war sauber aufgeräumt und wohnlich, als ob er sie eben erst verlassen hätte. Die Elise versäumte ihre Pflicht nicht.

Magnus öffnete seinen Sekretär und ließ sich davor nieder. Ohne eigentliche Absicht nahm er das Verzeichnis seines kleinen Wertschriftenbestandes heraus und begann zu rechnen. Wenn er die Summe hinzufügte, die er da nur abzuholen brauchte, bekam er ein Ergebnis, das ihn der Lebenssorge enthob. Er brauchte sich nicht länger um Arbeit zu bemühen, nicht länger die Menschen um das Almosen ihrer Güte zu bitten. Der Gedanke kam ihm, aber er erregte ihn nicht. Es war gut, freier zu sein. Daß er im Grunde nun über allerlei Widersacher triumphieren konnte, fiel ihm nicht ein; er hatte keinen Groll in sich. Wenn man ihn in Ruhe ließ, wollte er zufrieden sein. Stille war das beste und — und — Ach, die Lukretia! Schau, schau, nun konnte er das liebe, böse, törichte junge Ding noch mehr verwöhnen, vielleicht sogar ihr dazu helfen, daß sie ihren blonden Mechaniker nehmen konnte.

Er saß und überlegte und schmiedete kleine Pläne. Dann ging sein Blick durchs Fenster hinaus. Ach — da war ja alles wie früher. Nur — die Berta!

Die Berta hatte er noch nicht geſehen, auch nicht nach ihr zu fragen gewagt. Was ſie wohl ſagen würde, wenn ſie von ſeinem Gelde erführe? Es würde nichts an ihren Gefühlen ändern, natürlich; denn dazu war ſie ein zu wackerer Menſch, aber — hm —

Er legte den Kopf in die hohle Hand. Seltſame Bilder formten ſich in ſeinem Geiſte. Es war, als ſtiegen ſie aus dem alten Möbelſtück, vor dem er ſaß, heraus. Ein Gütchen irgendwo auf dem Land, ein Haus mit Blumen vor den Fenſtern, ein kleiner Garten, ein Nußbaum in einer Matte daneben und eine Bank darunter. Auf der Bank ſaß er — leibhaftig er, Magnus Im Ebnet. Jetzt rief ihn jemand, drüben vom Garten her, eine helle, kräftige Stimme. Und nun ſah er die Berta, wie ſie im Garten Beeren pflückte und ihm zurief, daß die Ernte reich ſei. Die Sonne lag auf ihrem Kopf mit den feſt darum gelegten Zöpfen. Ihre Haut war braun und friſch und herb das Geſicht, ſo recht von Erde und Sonne und Luft geſtaltet. Und —

Draußen im Flur ging ein Geräuſch. Es war der Schritt der Schweſter. Sie pochte jetzt mit hartem Finger an die Tür.

„Eſſen, Magnus," ſprach ſie draußen. Sie tat die Tür nicht auf, um ihn abzuholen.

Magnus ſeufzte. Ach ſo! Es war doch alles wie früher. Die Bilder waren fortgewiſcht. Es lag ihm ein Stein auf der Bruſt. Das Geld, ja

— das Geld — konnte auch nicht Geſchehenes ungeſchehen machen.

Er ſtand auf. Er ging hinüber. Er ſagte zur Schweſter: „Ich will morgen reiſen und das Geld holen. Ich lege es an und ſende dir die Papiere zur Verwaltung, wenn es dir recht iſt. Ich kann ſie ja in keine beſſere Hand geben.“

Sie war es zufrieden; aber ſie konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Schließlich hätteſt du ſie auch ſelbſt verwalten können.“

Sie ſaßen noch über den Reſten der Mahlzeit, als der Gemeindeſchreiber bei ihnen eintrat. Welch ein Beſuch! Die Eliſe ſtand betreten auf.

Jener ging aber ſchnurſtracks auf Magnus zu und gab ihm die Hand. Die Stumpfnaſe unter der Brille und die Augen, die über dieſe hinauslugten, bekundeten gleich eifrige Freundlichkeit. Er wiſſe von Eliſen, begann er, daß Magnus heute da und was ihm Großes begegnet ſei. Da hätte er ſich nicht enthalten können, ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünſchen.

Magnus dankte. Das haſt du doch dem Gelde zu danken, dachte er, aber der Schreiber gefiel ihm darum nicht beſſer.

Schultheß ſprach von ſeinem Amt und ſeiner Arbeit, der Familie, von Dorfneuigkeiten. Von der Berta ſagte er: „Unſere Alteſte wäre lange heiratsfähig, aber ſie will nicht daran, obwohl ſie ſchon mehr als einmal Gelegenheit gehabt hätte.“

Auf dieſe Rede horchte Magnus auf. Aber ſeine leiſe Verwunderung verlor ſich ſogleich wieder. Er gab es ſich ſelbſt nicht zu, daß er ſich an der Mitteilung freuen ſollte.

Nachdem er lange genug geſchwatzt, entfernte ſich der Schreiber wieder, indem er Im Ebnet aufforderte, doch ja noch bei ihm vorbeizukommen. Er war ſo aufgeräumt, daß dieſer ſich nicht gewundert haben würde, wenn er ihm geraten hätte, wieder bei ihm einzutreten.

Nach ſeinem Fortgang blieb Magnus allein. Die Schweſter hatte im Laden zu tun. Seine Gedanken kehrten zu Berta zurück. Noch immer war ſie ihm nicht begegnet. Sollte er am Ende am Morgen abreiſen müſſen, ohne ſie geſehen zu haben? Der Gedanke quälte ihn. Es zog ihn vor die Tür. Vielleicht traf er das Mädchen.

Es war inzwiſchen dunkel geworden. Er lief kaum Gefahr, beachtet zu werden. Dennoch zögerte er; die Schweſter würde ſich ſchließlich wundern, was er noch draußen ſuchte. Endlich verließ er das Haus doch.

Die Nacht war kühl. Die wenigen Sterne erhellten ſie nicht, ſondern ſtanden nur in eigener, weißer Schönheit wie kleine Altarkerzen am Himmel. Irgendwo hielt reglos der bleiche Schatten einer Wolke. Sie hatte etwas Geſpenſtiſches, reglos Lauerndes.

Magnus ſchlenderte ums Haus. Er hatte kein

Ziel; aber die Dorfstraße lockte ihn nicht. Ohne zu wissen, warum, zögerte er am Gartenzaun und sah hinüber nach den Blumen, die er in der Dunkelheit doch nicht unterscheiden konnte, und einmal erhob er ganz heimlich den Kopf und schaute nach den erleuchteten Fenstern des Gemeindeschreibers. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er die Berta suchte und daß sein Wesen ihrethalben in Aufruhr war. Er senkte den Blick. Er zürnte sich selbst und war im Begriff, sich zur Rückkehr zu zwingen. Da fiel ihm ein, wie eng ihm drinnen gewesen. Er bog in den Wiesenpfad ein, der hinter dem Hause ins Land hinaus lief und auf welchem vor seiner Abreise die Berta gestanden hatte.

Schon nach wenigen Schritten hörte er jemand hinter sich herkommen.

Die Wiesen lagen still und flach da. Zwei Obstbäume zeigten deutlich ihre reifenden Früchte. Ein wenig weiterhin aber ließ ihn das Nachtdüster schon nichts mehr erkennen.

Er war im Begriff, in die Matte hinauszutreten und den Nachtwanderer hinter sich vorbei zu lassen.

Da sprach eine feste Frauenstimme ihn an: „Ich habe gehört, wie Sie aus dem Hause gingen, und bin Ihnen gefolgt, um Sie zu grüßen."

Es war die Berta. Er drückte ihr die Hand und spürte ihren kräftigen Gegendruck.

„Wie mich das freut!" gestand er; „es wäre mir schwer gewesen, wenn ich Sie nicht gesehen hätte."

Sie erwiderte: „Es iſt ja traurig, daß man ſo heimlich tun muß. Aber es weht hier immer noch der alte Wind.“

Ihm war, wie wenn wirklich ein kalter Wind über ihn hingehe.

„Sie haben Glück gehabt,“ fuhr die Berta weiter.

„Wenn das Geld ein Glück iſt,“ erwiderte er.

Sie hörte das Schmerzliche in ſeiner Stimme und trat näher an ihn heran, ſo daß ihr warmer Hauch ihn anwehte. „Sie ſind traurig, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie. „Sie müſſen das nicht ſein. Es gibt auch noch Menſchen, die fühlen, wie ſchwer Sie es haben.“

„Sie!“ gab er zurück. Es durchlief ihn etwas, als ob er die Arme gegen ſie ausſtrecken ſollte. Viele Worte drängten ſich ihm auf die Zunge. Allein das ging vorüber. Unſinn, fiel ihm ein. Es iſt gut von ihr, daß ſie Mitleid mit dir hat, aber bilde dir weiter nichts ein, du — du — Sträfling, Magnus Im Ebnet.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er und drückte ihre Finger.

„Wollen wir ein paar Schritte gehen?“ fragte er dann.

Sie nickte nur, und ſie gingen Seite an Seite und ſprachen von ihren Erlebniſſen.

„Und Sie wollen wieder fort?“ fragte die Berta. „Was werden Sie beginnen?“

„Das weiß ich nicht, ich nehme jeden Tag, wie er kommt.“ Als Magnus das ſagte, fiel ihm die kleine Lukretia ein und daß ſein Leben einen Inhalt habe. Er fügte hinzu: „Ich bin auch dankbar für jeden Tag. Es iſt doch jeder ein Geſchenk.“

Die Berta hatte viel an Magnus Im Ebnet gedacht. Es war ihr kein Menſch begegnet, der ihr ihm ebenbürtig ſchien an Geduld und Beſcheidenheit. Es tat ihr weh, daß er wieder gehen wollte. Sie hatte ihn lieb, ob ſie es wußte oder nicht. Aber ſie konnte ihm nicht mehr ſagen.

Sie wendeten ſich um. Sie gingen langſam wieder dem Hauſe zu. Als ſie in den Lichtbereich ſeiner Fenſter kamen, hielten ſie an.

Die Sterne hatten ſich vermehrt. Ihr Feuer war größer und größer ihre Unruhe. Aus der Wieſe langten ſchwere Schatten nach ihnen, und das weiße Wolkengeſpinſt ſtand noch da wie das Gewebe einer Urweltſpinne.

Magnus ſah den blonden Kopf der Berta im Fenſterlichtſchein aufleuchten. Ihre klaren Augen ſchauten ihn an.

„Auf Wiederſehen, Herr Im Ebnet,“ ſagte ſie. „Kommen Sie wieder einmal.“

„Bleiben Sie geſund,“ antwortete er.

Beides klang kurz und ſpröde. Aber ſie hielten ſich noch bei den Händen. Die Berta war nicht die erſte, die ihre zurückzuziehen, ſondern diejenige des Magnus ſtahl ſich demütig aus der ihren.

Zehntes Kapitel

Das Geld war geholt und bei einer Bank angelegt. Ein plötzlicher Plan hatte Magnus beſtimmt, es ſich zur Verfügung zu halten.

Er ſaß nun wieder vor der klappernden Schreibmaſchine. Die Verſuche, eine Stellung zu finden, ſetzte er nicht fort. Sein neuer Plan aber lag ihm in Gedanken. Er wollte irgendwo fernab vom Getriebe der Stadt und der Menſchen ein Gütchen erſtehen, wie er es ſich einmal geträumt hatte, ein kleines Haus mit einem Garten davor, Blumen und Wieſe und Stille und Einſamkeit.

Vom Plan zur Tat war freilich noch ein weiter Weg. Da war auch der Gedanke an Lukretia, der ihn zögern ließ. Er lebte nun wieder in ihrer Nähe. Sein Beſuch in Gerikon hatte ihn weder der Schweſter näher gebracht, noch in ſeinem Verhältnis zu der Berta Schultheß eine Veränderung herbeigeführt, die ihm Lukretia entbehrlich gemacht hätte. Seit ſeiner Rückkehr beſchäftigte ſie ihn nur noch mehr als früher und hielt ſeine Dankbarkeit darum, daß ſie ihm gleichſam wie einſt die Taube zugeflogen war, und ſein Mitleid wach.

Die Lukretia brauchte Mitleid. Sie war wie ein Blatt im Wind. In ihr ſchönes Lärvlein vergaffte ſich alle Tage ein anderer, die Geſchichte ihrer Herkunft war in der Leute Mäulern, und ſie hielten ſie wie eine, der man keine Rückſicht ſchuldet. Wenn aber jemand über dieſe Geſchichte hätte hinwegſehen wollen, ſo verdarb ſie ſich ſelber das Spiel; denn Getändel und Weltluſt waren ihr täglich Brot, und Ernſt oder Treue galten ihr nichts.

Es gab immer noch nur einen, der vielleicht etwas aus ihr hätte machen können. Das war Paul Renner, der Mechaniker. Der aber wurde eher zurückhaltender. Er führte ſie ſelten aus, vernachläſſigte ſie oft ganz, um nur zeitweiſe, von ihrem eigenen, heißen Weſen mit fortgeriſſen, ſich gerade wieder ſo viel um ſie zu kümmern, daß ihre Liebe nicht ſterben konnte.

„Verliere dich nicht," mahnte Magnus Im Ebnet. „Du haſt nichts als dich ſelbſt. Und wenn eines im Staube niederfällt, kann es ſich nie mehr ganz davon freimachen."

Magnus quälte ſich um das kleine, wirre Mädchen. Das verriet ſich oft im Ausdruck ſeines leidendurchfurchten Geſichtes und lag in dem leiſen Zittern ſeiner Hände.

Eines Sonntagnachmittags war er mit Lukretia in einem Kirchenkonzerte geweſen. Eine Sängerin mit einer wundervollen Altſtimme hatte ernſte Lieder geſungen. In das von nur wenigen Zu-

hörern beſuchte Kircheninnere war durch hohe Fenſter ſanftes Licht gefloſſen und hatte vereint mit der Muſik den heiligen Ort verklärt.

„War es nicht ſchön?“ fragte er Lukretia, als ſie darauf ins Freie traten.

Sie nickte nur und ſchien ſehr ergriffen.

Lange ſprach ſie nicht, aber ſie ging an Magnus' Seite durch die ſonntagsſtillen Stadtgaſſen und machte nicht Miene, abzubiegen und nach ihrer eigenen Wohnung zu gehen.

„Darf ich noch ein wenig mitkommen?“ fragte ſie in ungewohnter Demut.

„Gewiß,“ entgegnete Magnus. „Laß uns an den See gehen.“

Sie ſchritten an das Seegeſtade hinunter, gerieten hier in das Getriebe der Sonntagsbummler und löſten ſich wie aus Verabredung wieder heraus, indem ſie die eigentlichen Kaianlagen verließen. Über ödes Auffülland gelangten ſie an eine Stelle, an welcher durch die Erdaufſchüttung ein einſtiger Uferruheplatz ſchon halb vom See abgeſchnitten war. Eine alte Eckmauer ſchaute hier einerſeits auf das unſchöne Geröllland, andererſeits noch auf blaues Waſſer. Drei Weidenbäume ſtanden hinter ihr und hingen ihr ſchweres Laubhaar trübſelig teils in die Flut, teils auf lehmiges Erdreich nieder. Noch war die Holzbank nicht völlig vermorſcht, auf der mancher alte Bürgersmann und Abendwanderer früher gern ſein beſchauliches Stündchen

abgeſeſſen hatte. Der Schatten der weſtlichen Berghalde breitete ſich über Mauer und Bank. Draußen auf dem See jedoch und am jenſeitigen Ufer lag noch die helle Sonne, entzündete Fenſter und brachte Kirchturmkreuze und Stangenſpitzen zum Blitzen und Sprühen. Das Waſſer war von Barken und kleinen Dampfern belebt. Weiße Segel, denen der Wind fehlte, ſtanden reglos über dem tiefblauen Spiegel, der ihr Abbild klar wie ſie ſelbſt zurückwarf. Wie das Gekroſe eines Ameiſenhaufens ſcholl das Leben der Stadt herüber, und man ſah ferne die vielen Sonntagsleute wandern und die Straßenbahnwagen hin und wieder gleiten. Manchmal tönte dumpf und ſchwer der Schlag einer alten Kirchenuhr.

Magnus und Lukretia ließen ſich nieder.

„Hier iſt es gut," ſagte jener.

Plötzlich bemerkte er, daß in Lukretias Augen Tränen ſtanden.

„Was iſt dir?" fragte er.

Sie wollte mit der Sprache nicht heraus. Endlich geſtand ſie, die kleinen, braunen Hände um das ſchlanke Knie gelegt: „Das Konzert hat mich ſehr ergriffen. Mir iſt heute abend überhaupt ſeltſam zumut."

„Manchmal wollte ich, ich wäre tot," brach ſie dann auf einmal los.

Magnus ſchalt: „Wer kann ſo reden, Kind!"

Ihr ſchlanker, geſchmeidiger Körper, deſſen Bau

das Sommerkleid wenig verhüllte, bebte. „Schelten Sie mich nicht," fuhr sie heftig erregt weiter. Sie faltete die Stirn und ballte die Hände auf der Bank zu Fäusten. „Ich bin doch ganz verloren. Auf der Straße bin ich zur Welt gekommen. An die eigene Mutter mag ich nicht denken. Und niemand habe ich je gefunden, der es recht mit mir meinte."

„Meine ich es nicht recht mit dir?" fragte Magnus.

Der Einwurf kam ihr unerwartet. Sie antwortete nicht sogleich. Dann freilich versicherte sie eifrig: „Ja, Sie freilich — Sie wohl."

Aber er fühlte, wie wenig ihr das neben einem Verlangen, das sie in sich trug, bedeutete.

Es trat ein Schweigen ein. Lukretia Blank sah vor sich nieder. Magnus bemerkte indessen wohl, wie sie, im Innersten aufgewühlt, mit Worten kämpfte.

Jetzt begann sie wieder: „In mir ist es wie in einem Gefäß brodelnden Wassers. Ich denke nicht nach, ich lasse mich treiben, wie es in mir siedet. Niemand gibt mir einen Wert, und weil ich weiß, daß ich keinen Wert habe, werfe ich mich selber hin, dem — dem — dem — wie mich gerade die Laune packt."

Sie preßte die Hände in die Augen. Aber diese blieben jetzt heiß und trocken.

Magnus Im Ebnet schaute sich um, ob niemand

ſie beobachte. Die Gefahr, aufzufallen, war ihm ſchrecklich. Aber es war niemand nahe. Da begann er die Gefährtin zu tröſten: „Das iſt wie eine Krankheit. Oder wie ein langes Unwetter. Du mußt erſt älter werden, dann wird es beſſer ſein. Jetzt haſt du die Menſchen noch nötig. Man muß ſo weit kommen, daß man allein ſein lernt und mit ganz Kleinem zufrieden. Das wird ſchon kommen, Kind. Nur Geduld, das wird ſchon kommen."

Seine große Ruhe und die halblaute Art, in welcher er zu ihr ſprach, wirkten auf ſie. Sie überlegte. Gefaßter ſagte ſie: „Wenn der Paul es verſuchte, — der könnte aus mir machen, was er wollte."

„Verſuche es, ihm zu Gefallen anders zu ſein."

„Bah," erwiderte ſie zornig, „ſolange er nur mit mir ſpielt, bin ich ihm nichts ſchuldig."

„Wenn du willſt, will ich einmal mit ihm reden," ſchlug er vor.

Sie zuckte mit den Schultern, als wollte ſie ſagen: Was ſoll das nützen?

Nach einer Weile trat ſie dicht ans Ufer und faßte nach einem der Weidenzweige. „Wie hell das iſt," ſagte ſie, ins Waſſer blickend. „Man ſieht den Grund. Aber hier wäre es nicht tief genug."

Sie hing ſich feſt in den Baum. Es ſah aus, als ob ſie ſich hinausſchwingen möchte.

„Lukretia!" mahnte Magnus mit ſeiner heiſeren, ängſtlichen Stimme.

Sie kam zurück, trat vor ihn hin und ſtreckte ihm beide Hände hin.

„Wenn ich Sie nicht hätte!“ ſagte ſie.

Dann beugte ſie ſich blitzſchnell nieder und küßte eine ſeiner Hände.

Magnus errötete. „Wollen wir nicht weitergehen?“ fragte er ganz verwirrt und erhob ſich.

Sie verließen den Ruheplatz.

Im Weggehen ſagte er: „Wenn du es wollteſt, würde ich dich mitnehmen.“

„Wohin?“ fragte ſie.

Er antwortete: „Irgendwohin, aufs Land. Du weißt, daß ich zu leben habe. Wir würden an einem ganz ſtillen Ort wohnen.“

„Nein,“ ſagte ſie mit raſcher Ängſtlichkeit. „Nein, das könnte ich nicht.“

Da rührte er nicht mehr daran.

Sie kamen wieder auf die belebte Straße, und er brachte ſie bald nach Hauſe.

Für beide ging dasſelbe Leben einige Wochen weiter.

Magnus wurde auf der Schreibſtube zu einer Art Inventarſtück. Der Vorſteher mochte ihn leiden. Arbeit, die beſonders ſorgfältig ausgeführt werden mußte, teilte er ihm zu.

Die Lukretia verſah ihre Ladenſtelle. Auch mit ihr war man zufrieden. Ihr Prinzipal hatte Kundſchaft, die nur ihretwegen kam. Auf Magnus' Anraten nahm ſie daneben einige Stunden, die

ihrer mangelhaften Bildung aufhalfen. Sie war klug und faßte raſch; und ſie geriet in die Leidenſchaft des Leſens. Das machte, daß man ihr die Landſtreicherin nicht mehr anmerkte.

Dann traf Magnus ſie zum erſtenmal mit dem Mechaniker Paul Renner. Der war ein Prachtkerl. Das ſtarke blonde Haar ſtand ihm in einem lockigen Schopf über der hohen Stirn. Er trug keinen Bart. Sein Geſicht ſtrahlte von heiterer Lebensfreude und Freundlichkeit. Er hatte ein Paar ſchöne blaue Augen. Nur die Tatſache, daß an dem einen das Lid ein wenig eingekniffen war, verlieh ihm einen Ausdruck, der Magnus nicht ganz gefiel.

Dieſer ſprach mit ihm und ſagte, daß er Lukretia gern in eines anſtändigen Burſchen Geſellſchaft wiſſe; er habe eine Art Vateramt an ihr und gedenke es ernſtlich zu üben.

Sein Ernſt ſchien Renner einiges Unbehagen zu bereiten. Er ließ die Blicke nach allen Seiten gehen, als ſuche er einen Weg zum Auskneifen. Zerſtreut nahm er am Geſpräch teil und brach es ab, ſobald es anging.

Magnus ſchaute dem voranſchreitenden Paar nach. Renner ſchlenderte an des Mädchens Seite, als ginge es ihn weniger an als vorher. Vielleicht ließ er ſie entgelten, daß Im Ebnet ihn gemahnt hatte. Dieſer ſeufzte. Es konnte wenig Gutes aus der Sache kommen für Lukretia. Er ſorgte ſich mehr denn je um ſie und ein wenig auch um ſich

ſelbſt, als ſtehe ihr Verluſt ihm ſo nahe wie ihr die Gefahr. —

Das Schickſal der Lukretia erfüllte ſich im Herbſt. Eines Nachts nach Geſchäftsſchluß pochte ſie an Im Ebnets Zimmertür.

„Du?“ fragte er überraſcht, als er die Tür öffnete und ſie, wie ihr haſtiges Klopfen ſchon verraten hatte, in erregter Eile hereinglitt. Die Stunde war ungewöhnlich. Die Hausgenoſſen würden zu reden haben.

Sie lief auf einen Stuhl zu und ließ ſich erſchöpft und ſchauernd, als ob ſie friere, nieder. Sie war nicht geputzt wie ſonſt für jeden Ausgang, ſondern hatte nur ein großes, ſchwarzes Tuch um Kopf und Schultern genommen, und aus ihm ſchaute ihn ihr Geſicht in ungewohnter Bläſſe und Zerſtörtheit an.

Das erſte, was ſie mit vor Angſt unſicherer Stimme ſagte, war: „Sie müſſen mit Paul reden.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Magnus.

„Er hat mir geſchrieben. Er will nichts mehr von mir.“

„Er hat es nie ernſt gemeint,“ entgegnete Magnus, „ich dachte es mir längſt, und du ſelbſt —“

Sie unterbrach ihn. „Aber er muß. Er kann mich doch nicht im Stich laſſen.“

„So weit iſt es alſo,“ ſagte Magnus. Er war nicht erſtaunt. Er empfand nichts als Trauer und Mitleid.

Die Lukretia ſtand auf. Hilflos wie ein Kind ſtreckte ſie ihm die Hände entgegen. „Sie müſſen mit ihm reden! Nicht wahr, Sie werden es tun?“ bat ſie. Magnus ſagte: „Ich will es verſuchen.“

Sie aber trat ihm noch näher. „Die Leute halten mich wie einen Wurf Straßenkot,“ klagte ſie. „Sie müſſen das nicht auch noch von mir wiſſen.“

Obwohl ſie bewußt in ihr Unglück hineingegangen war, ſchien ſie nun auf einmal ein Entſetzen zu ſchütteln. Sie erhaſchte Magnus' Hände. Er fühlte ihr Zittern und Fiebern.

Da ſtreichelte er ſie, wie er oft ſeine Taube geſtreichelt hatte, und wie jenes Tier neſtelte ſie ſich an ſeine Bruſt.

„Still, ſtill,“ ſagte er. „Ich will morgen zu ihm gehen.“

„Heute noch,“ bettelte ſie, „heute noch. Er wohnt nicht weit von hier. Ich führe Sie hin. Und ich warte unten, bis Sie wiederkommen. Ich muß wiſſen, woran ich bin. Ich kann ſo nicht heim.“

„Wir werden ihn nicht daheim finden,“ wandte Magnus ein.

Aber ſie ſagte: „Ich muß es doch wiſſen.“

Nun ſetzte Im Ebnet ſeinen Hut auf, hieß ſie vorangehen und folgte ihr, nachdem er ſein Gemach abgeſchloſſen.

Sie traten in eine rauhe, dunkle Nacht. Die Gaslaternen flackerten unruhig und gaben nicht Licht genug. In den Lüften war ein Flug kleiner,

dunkler Schatten. Es waren dürre Blätter, die der Wind losriß. Mehr als einmal ſtreifte ihnen ſolch fliegendes Laub die Geſichter, während ſie dem Quartier zuſchritten, wo Renner wohnte.

Vor einem dreiſtöckigen Hauſe blieb Lukretia ſtehen und wies in ein erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde, deſſen Fenſter trotz der rauhen Luft offen ſtand. Drinnen ſaß ein Mann zeichnend vor einem Tiſch.

„Er arbeitet noch," flüſterte das Mädchen, „er iſt ſehr fleißig." Es klang wie leiſer Neid in ihrer Stimme.

Magnus berührte ihre Hand zum Zeichen, daß ſie warten ſollte, und ſchellte.

Man ließ ihn ein, und er klopfte an Renners Tür, der erſtaunt zum Eintreten aufforderte.

Lukretia war in die Nacht zurückgetreten und lehnte an dem Gitter, das einen ſchmalen Riemen Gartenland vor dem Hauſe abſchloß. Man machte drüben das Fenſter zu. Sie ſah auch nicht mehr hin. Das Herz klopfte ihr ſo, daß ſie nicht ſtillſtehen konnte. Sie fing an, hin und her zu laufen, und wenn jemand über die Straße kam, flüchtete ſie um die nächſte Ecke und drückte ſich in den Schatten, damit niemand ſie anſpreche.

Magnus Im Ebnet ſtand indeſſen vor dem Mechaniker.

Sie waren wie Tag und Nacht verſchieden. Renner ſah aus wie das Leben, das anfängt, Im Ebnet wie das, das zum Abend geht.

Renner war in Hemdärmeln, der blaubedruckte Kattun derſelben war von den muskelharten Armen zurückgekrempelt. Die Hände hatten Schwielen und Rillen, deren Schwärze nicht wegzuwaſchen war. Er trug am Hals das Hemd ein wenig geöffnet, der hübſche, blonde Kopf hob ſich ſtraff und herausfordernd aus den ſtämmigen Schultern. Der Beſuch war ihm läſtig.

Magnus Im Ebnet war in ſeiner lärmloſen Art hereingekommen. Er hielt den Hut in den Händen, und ſeine Haltung hatte, trotzdem Menſchenfurcht ihm ſo fern war, etwas Furchtſames.

„Sie kennen mich noch," ſprach er Renner an und heftete ſeine tiefliegenden, gütigen Augen auf ihn.

Der andere errötete. Er ſchien ſogleich zu wiſſen, was man von ihm wollte, und es machte ihn unwirſch und unſicher. Er ging auf die Tür los und ſah nach, ob ſie geſchloſſen war. Zurückkommend, fragte er kurz und erboſt: „Iſt es wegen der Lukretia?"

„Sie iſt ſehr unglücklich," ſagte Magnus.

Die Augen Renners hielten den ſeinen nicht ſtand. Auf der Stirn des jungen Menſchen perlten Schweißtropfen. Aber er tat ſehr zornig, um zu verbergen, daß ihm ſehr unbehaglich zumute war.

„Sie ſoll die Schuld bei ſich ſelber ſuchen," polterte er. Dann brauchte er harte Worte gegen Lukretia. Daß ſie ihm nachgelaufen. Und daß er noch lange nicht der einzige ſei.

„Lieb gehabt hat ſie — nur Sie," ſprach Magnus immer mit derſelben nachdrücklichen, ſtillen Weiſe.

Der andere hing einen Augenblick den Kopf. „Heiraten Sie ſie, Herr," ſagte Magnus.

Aber Renner lachte laut auf.

Eindringlich ſprach ihm Magnus weiter zu. Es ſei ein guter Kern in Lukretia Blank. Er ſolle ihn herausholen. Er könne alles aus ihr machen.

„Narrheit," begehrte der andere auf, und plötzlich fiel er Magnus ſelbſt mit böſen Worten an: „Was geht denn Sie das alles an? Sehen Sie doch für ſich ſelbſt, Sie — Sie haben dazu alle Urſache, ſoviel ich gehört habe."

Magnus verſtummte. Er war entwaffnet. Er fühlte ſeine Ohnmacht. Im Grunde ſchien ihm, daß die Lukretia nicht viel an dem Burſchen verliere.

Dieſer fuhr indeſſen in der Stube herum. „Daheim würden ſie mir etwas erzählen, wenn ich ſo eine brächte," ſchalt er weiter.

Magnus wendete ſich zum Gehen. Allein es fiel ihm ein, daß draußen das arme Ding wartete, und wie ſie die Antwort nehmen würde. So verſuchte er noch einmal: „Es wird Sie reuen. Es wird Ihnen keine Ruhe laſſen."

„Das wollen wir abwarten," höhnte Renner.

Magnus ging.

Lukretia war nicht da. Aber er war kaum ein paar Schritte gegangen, als ſie ihn einholte.

„Er will nicht," ſagte ſie, ſeinen Arm faſſend. Der Atem verſagte ihr vor Erwartung.

„Hier kann ich es dir nicht ſagen," ſprach er ihr zu. „Laß uns dort hinübertreten."

Sie ſchritten nach einer kleinen Anlage hinüber und ſtanden zwiſchen den jetzt vom Winde hin und her geworfenen Bäumen und Büſchen, deren Schatten ſie wie wehklagende Geſtalten umhuſchten.

Sie ſtreuten zahlloſe Blätter auf ſie nieder.

Hier ſagte Magnus: „Nein, Kind, er wird es nicht tun, aber — vielleicht iſt es beſſer."

Das Letzte hörte ſie nicht. „Mein Gott!" ſtöhnte ſie. Ihre Geſtalt bog und wand ſich in einer Verzweiflung, die einem körperlichen Schmerzenanfall glich. Aber es war nicht die Schande, die ſie ſo peinigte. Sie dachte jetzt nur daran, daß ſie den Paul verloren hatte. Sie warf verſtörte Blicke um ſich und taumelte von Magnus hinweg.

Dieſer folgte ihr. Von hinten legte er beide Hände um ihre Arme. „Es geht vorüber," ſprach er ihr zu, „es muß vorübergehen. Er iſt nicht der einzige, und die Zeit — macht vieles wieder gut."

„Ich gehe ins Waſſer," flüſterte die Lukretia und wand ſich in Magnus' Griff.

Aber er ließ ſie nicht los. „Das wirſt du nicht tun, Kind — du wirſt jetzt mit mir ganz ſtill heimgehen in deine Stube, wirſt dich niederlegen und weinen und dann ſchlafen. Die Jugend kann

immer noch ſchlafen, und wenn es ihr noch ſo hart ergangen iſt. Und morgen wird ein neuer Tag ſein, und es wird zu arbeiten geben, und — dann — wirſt du daran denken, daß du einen haſt, der es gut mit dir meint, und wir werden beraten, was werden ſoll."

Eine merkwürdige Entſchloſſenheit und Feſtigkeit gab ſeinen Worten Gewalt, ſo gedämpft und eintönig ſie geſprochen waren. Und wie er geſprochen hatte, handelte er. Er faßte Lukretias Arm und zog ſie mit ſich. Feſt faßte er ſie an und ſtützte ſie, die wie eine Trunkene ſich ſchleppen ließ.

Als er aber merkte, daß ſie, vielleicht um der ihnen Begegnenden willen, ſich mehr zuſammennahm und ſicherer ſchritt, fuhr er fort, ihr leiſe zuzuſprechen: „Laß mich dir helfen, Lukretia. Ich habe — niemand, und wie von dir will niemand viel von mir wiſſen. Laß uns zuſammenhalten. — Wir können fortziehen. Laß Zeit — wir finden wohl einen Weg."

Sie verſtand vielleicht nicht alles, was er ſagte, aber ſeine Stimme und ſeine Nähe taten ihr wohl. Sie war an Güte ſo wenig gewöhnt.

Schneller als ſie dachten, kamen ſie vor das Haus, in welchem Lukretia wohnte. Hier packte ſie noch einmal das bittere Elend.

„Ich will nicht hinauf," trotzte ſie. „Ich halte es nicht aus in meinem Stubenkäfig, allein, die ganze Nacht."

„Wo wollteſt du hin?“ ſchallte wieder ſeine ruhige Stimme dagegen. „Du mußt morgen wieder ins Geſchäft,“ fuhr er fort. „Die Welt ſteht nicht ſtill unſeretwegen, Kind.“

Sie widerſtrebte.

Aber er hielt ſie nur um ſo feſter. „Du wirſt mir folgen. Du wirſt jetzt hinauf und zu Bett gehen,“ befahl er.

Sein Wille überwand den ihren. Sie ſah ihn faſt furchtſam an.

„Du wirſt es tun. Verſprich es mir!“ forderte er dringender.

Da gab ſie faſt demütig nach und ließ ſich in die Haustür ſchieben.

„Morgen werden wir beſprechen, was werden ſoll,“ flüſterte Magnus noch. Er drückte ihr die Hand. Dann ſah er ſie mit geſenktem Kopf die Treppe hinaufſteigen.

Er entfernte ſich nicht. Zuerſt quälte ihn Angſt darum, daß er ſie allein gelaſſen hatte. Dann beruhigte er ſich ein wenig und fing an, vor dem Hauſe auf und ab zu ſchreiten. Und nun begann er über Lukretia und ihr Schickſal nachzudenken. Wieder erfüllte ihn das tiefe, warme Mitleid und das Gefühl, daß ſie zu ihm gehörte, daß er innerlich an ſie geknüpft ſei.

Auf und ab ſchritt er, auf und ab. Dabei wechſelte er ſeinen Weg und ſeine Stellung ſo, daß ſein Beginnen nicht allzuſehr auffiel, behielt aber immer

die Haustür Lukretias im Auge. Er ſpürte anfangs kaum, wie tief es ſchon in die Nacht ging. Dann ſah er wohl, wie es ſpät und ſpäter wurde, aber er konnte ſich nicht entſchließen, die Straße zu verlaſſen.

Und ſeine Gedanken ſpannen weiter. Sie taten die Zukunft auf. Pläne formten ſich in ſeinem Gehirn. Alle gingen darauf aus, dem armen kleinen Ding da oben, deſſen Fenſter hell geworden und wieder erloſchen war, zu helfen.

Er wurde müde, er lehnte ſich manchmal an eine Mauer, eine Tür und ſenkte den Kopf, von einem Schlafbedürfnis ergriffen, aber dann begann er ſeine Wanderung aufs neue.

Die Straße wurde ſtill, leer. Die Nacht ging ihren Gang. Der Wind ſelbſt leiſtete Magnus nicht mehr Geſellſchaft.

Als Im Ebnets Mattigkeit ſehr groß war, kam der kühle Morgen und weckte ihn.

Dann begann das Leben wieder. Leute gingen zur Arbeit.

Kurz bevor es auch für ihn Zeit geworden wäre, ſich auf ſeiner Schreibſtube zu melden, trat die Lukretia Blank aus ihrer Tür. Sie erblickte ihn ſogleich und kam auf ihn zu. Sie ſah ihn ſcharf, dann erſchreckt, dann mit Tränen in den Augen an.

„Sie ſind die ganze Nacht dageweſen?“ fragte ſie.

Er blickte auf ſie nieder und tätſchelte ihre Hand. „Siehſt du, ich verlaſſe dich nicht," ſagte er.

Sie ſchluchzte. Dann ſagte ſie ſcheu: „Ich gehe jetzt ins Geſchäft, darf ich am Abend kommen?"

„Gewiß," antwortete er mit einem Lächeln Er war ſehr glücklich.

Elftes Kapitel

So wanderten die Gedanken Magnus Im Ebnets, während er nach der durchwachten Nacht wieder vor ſeiner Maſchine ſaß und mechaniſch die Finger nach den Taſtern ſpringen ließ: Nun durfte er ſicher ſein, daß die Lukretia die Sache mit dem Paul überwand. Durfte er? Die erſte Verzweiflung war geſtillt. Aber wenn die Leiden des Muttertums für das Mädchen kamen, die Erkenntnis der Schande, der Spott der Leute? Er mußte ſehen, daß er das arme Ding fortbrachte, irgendwohin, aus den Augen derer, die ſie kannten. Er mußte ihr helfen.

Auf einmal griff er beim Schreiben, was ihm ſelten vorkam, daneben. Dann hielt er einen Augenblick inne und ſtarrte auf die Handſchrift, die vor ihm lag und die er vervielfältigen ſollte. Er ſah keinen einzigen Buchſtaben. Er grübelte.

Wie, wenn er — ſelber —

Er dachte es nicht zu Ende. Es ſchien ihm ſo unſinnig, daß er es völlig verwarf. Raſcher, mit einem faſt zornigen Fleiß tippte er weiter.

Aber nun klang es im Geklapper der Maſchine, als ob ſie zu ihm ſpräche: Wie, wenn du ſelber? Wie, wenn du ſelber?

Er lachte ſich aus: Was fällt dir ein? Glaubſt du, daß die Lukretia ſo etwas wollte? Du und das junge Ding? Was würden die Leute ſagen? Die Schweſter Eliſe? Die — die Berta? Was haſt du für unſinnige Gedanken, Magnus?

Bis zum Abend, an dem die Lukretia zu ihm kommen wollte, hatte er einen Entſchluß gefaßt. Er wollte dem Mädchen vorſchlagen, daß ſie irgendwohin aufs Land zu rechtſchaffenen Leuten gehen, dort ihre Stunde abwarten und dann an einem neuen Ort Beſchäftigung ſuchen ſollte. Er wollte für alles aufkommen. Sie ſollte keine Sorgen haben.

Am Abend war er noch nicht lange heimgekehrt, als die Lukretia Blank anklopfte. Sie war noch viel erregter als am Vortage. „Ich habe die Nacht geſchlafen und den Tag gearbeitet," erzählte ſie, „aber wie, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin wie in einem Taumel. Wenn Sie nicht wären, lebte ich nicht mehr."

Sie zitterte am ganzen Leibe.

Er hieß ſie ſich ſetzen, und ſie nahmen beide an ſeinem rohtannenen Tiſch, über den eine alte Decke gebreitet war, Platz. Wieder ſprach er ihr zu und ſetzte ihr ſeinen Plan auseinander.

„Was nützt das alles?" klagte ſie. „Ohne den Paul gilt mir das Leben nichts. Was ſoll mich das noch kümmern?"

Er begann wieder da, wo er am Vorabend auf-

gehört hatte. Er tröſtete ſie wie ein Vater ſein verlorenes Kind, ſprach ihr von dem kleinen Gut, das er kaufen wollte, malte ihr alles aus, und wie ſie, wenn erſt ihre ſchwere Zeit vorüber ſei, ihm wohl die Haushaltung führen könnte.

Sie hörte ſcheinbar nicht, was er ſprach. In ſich zuſammengeſunken ſaß ſie da und ſtieß manchmal ein paar Worte heraus. „Es iſt vorbei mit mir. — Jetzt — habe ich Angſt vor mir ſelber. Ich werde ſchlecht ſein. Ich —“

Er nahm ihre runde braune Hand und rückte ihr ein wenig näher.

„Fühlſt du nicht, daß ich es gut mit dir meine und dir helfen möchte?“ fragte er.

„Wie werden die Menſchen mit den Fingern auf mich zeigen und kein gutes Haar an mir laſſen!“ jammerte ſie, ohne auf ſeine Frage zu achten.

Ihn beſtürmte das Mitleid, und eine neue, unbekannte Empfindung von Zärtlichkeit ergriff ihn, während er ihre Hand in der ſeinen ſpürte. Auf einmal war der Gedanke, der ihn am Morgen ſo jäh überfallen hatte, wieder da. Er benahm ihm den Atem. Er ſprang ihm als Wort auf die Lippen: „Ich weiß einen Ausweg, daß du nicht in Schande fällſt. Laß mich — du brauchſt einen Vater für dein Kind. Willſt du — —“

Sie verſtand ihn, trotzdem er ganz verwirrt und hilflos war. Beinahe wäre ihre Leichtfertigkeit erwacht und hätte ſie laut aufgelacht. Aber ſie

ſah, wie ernſt er es meinte. Sie erkannte ſeine Güte. Wieder faßte ſie mit beiden Händen nach ſeiner Rechten, ſtreichelte ſie verloren und ſagte: „Sie guter, guter Menſch!“

Das entzündete ſeinen Eifer. Er ſprach zu ihr: „Vielleicht gelingt es mir, dich den Paul vergeſſen zu machen. Du ſollſt es gut haben. Du wirſt einſehen lernen, daß er nicht gegen dich war, wie er hätte ſein ſollen, daß er vielleicht deiner großen Liebe nicht wert war.“

Unter dieſen Worten war er zu ihr gegangen und hatte die Arme um ſie gelegt.

Sie aber war ſo verloren, daß ſie unwillkürlich dem Schutz ſich hingab, der ſich ihr auftat. Und dann antwortete ihre Natur, die etwas von der Schmeichelſucht der Katze hatte, auf ſeine Zärtlichkeit. Es gefiel ihr ſelbſt im Augenblick ihrer Verzweiflung, daß da wieder einer ihr ſchöntat.

„Was — denken Sie?“ ſtammelte ſie.

In ihren zu ihm erhobenen Augen funkelte etwas, was ihm die Klarheit der Gedanken nahm. Er ſprach haſtiger: „Was kümmern uns die Menſchen! Ich will dich ſo halten, daß niemand dir mehr etwas antun kann, und auch gegen dich ſelber will ich dir helfen. Warte nur, du ſollſt eine brave, gute Frau werden.“

Er begeiſterte ſich an ſeinen eigenen Worten. Er glaubte alles, was er ſprach. Und irgend etwas Neues, nie Dageweſenes zwang ihn, ſo zu ſprechen.

Sie ſagte nicht nein, nicht ja. Eine Weile beugte ſie ſich von ihm hinweg und ſtaunte ins Leere.

Plötzlich küßte ſie ihn auf die Wange. Dann ſprang ſie auf und ſchaute zum Fenſter hinaus. Und dann drehte ſie ſich wieder um und ſah abermals ganz ſelbſtverloren in die Stube.

Er war über und über errötet, als ihre Lippen ihn berührt hatten. Dann befiel ihn Angſt, ſie möchte am Ende aus Dankbarkeit einen voreiligen Entſchluß faſſen.

„Du ſollſt mir jetzt nicht antworten," ſagte er ſchwer atmend. „Du mußt dir alles recht überlegen."

Das war ihr willkommen; denn je mehr ihre anfängliche Überraſchung ſich legte, um ſo mehr Bedenken ſtiegen ihr auf.

Die Unterredung endete in einer ſeltſamen Stimmung. Beide fühlten ſich unfrei.

Aber als Lukretia ſich entfernte, ergriff ſie doch noch einmal mit beiden Händen Magnus' Rechte. „Ich habe wieder mehr Mut," ſagte ſie.

Die kleine, ſchlimme und haltloſe Lukretia Blank kämpfte dann einige Wochen lang mit ſich ſelber. Sie kam in dieſer Zeit zur völligen Erkenntnis des Bruches zwiſchen dem Mechaniker und ihr. Renner hatte ihr Geld geſchickt und ſie es ihm ohne ein Wort zurückgeſandt. Sie weinte noch um ihn, aber der Groll gegen ihn trocknete mehr und mehr ihre

Tränen. Sie vermied die vielen Laffen und Gecken, die ihr nachſtrichen, ſo gut es ging, ließ ein paar von ihnen mit einer heftigen Zurechtweiſung abfahren und blieb in ihren Freiſtunden auf ihrer Stube. Auch Magnus Im Ebnet ſuchte ſie ſelten auf. Er ließ ſie gewähren, ließ ihr Zeit.

Bald überfielen ſie indeſſen kleine Leiden ihrer Mutterſchaft und drückten ihren Mut nieder. Sie dachte zum erſtenmal ernſtlich über ſich ſelbſt und alles, was ihr bevorſtand, nach. Immer einſamer und hilfloſer kam ſie ſich vor; und in demſelben Maße wuchſen ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegen Im Ebnet. Der Gedanke, ſeine Frau zu werden, erſchien ihr eines Tages nicht mehr ſo befremdlich. Sie begann ſich ihn auszumalen, und es befiel ſie eine Art Freude an ſeiner Verwirklichung, die ſich nach und nach in gute Vorſätze, ein neues Leben zu beginnen, verwandelte. Das war wiederum etwas ſo Neues, daß es ihre Seele entflammte.

So kam es, daß ſie End' aller Ende zu Magnus Im Ebnet ging und mit der Scheu des Mädchens, das dem Manne ſich gibt, aber mit einer gerührten Innigkeit ihn bat, ſein Wort wirklich an ihr zu erfüllen.

Magnus war inzwiſchen ſeiner Arbeit nachgegangen. In ihm hatte keinerlei Unruhe des Wartens Platz gegriffen. So wenig Hoffnung und ſo wenig Ehrgeiz beſaß er.

Er dachte viel an die Menſchen, die zu ihm gehörten in dieſer Zeit, dachte an Lukretia mit jener Wärme und jener väterlichen Liebe, die ſie zum Hauptinhalt ſeines Lebens machten, dachte aber auch an die herbe, blonde Berta und überlegte, was ſie ſagen würde, wenn ſeine Verbindung mit Lukretia, an deren Verwirklichung er eigentlich nicht glaubte, Tatſache werden würde. Dabei kam ihm nie etwa der Gedanke, daß er ſich, indem er ſeine kleine Taube zu ſich nahm, den Weg zur anderen, begehrenswerteren völlig verlegte, ſchien ihm doch dort überhaupt kein Weg zu ſein. Aber er hatte in ſich das Verlangen und den Entſchluß, an das Mädchen, an das er mit ſtiller, feierlicher Verehrung dachte, zu ſchreiben und ihr die Beweggründe ſeines Schrittes auseinanderzuſetzen, wenn dieſer je wirklich getan werden würde. Der Gedanke, daß ſie ihn nicht verſtanden, vielleicht ihn mißachtet hätte, wäre ihm unerträglich geweſen. Er dachte auch an ſeine Schweſter Eliſe. Und das war es, was ihm am meiſten Zweifel und Beklemmungen brachte. Eliſe, das wußte er, würde ihn ſchelten. Vielleicht ſogar würde ſie nichts mehr von ihm wiſſen wollen. Nun denken zu müſſen, daß er zu ihrer einen großen Enttäuſchung eine neue fügte, quälte ihn. Aber das Gefühl, daß er auf der anderen Seite vielleicht einen Menſchen rettete, war ſtärker und half ihm dem, was ihm von Eliſen kommen ſollte, ruhig entgegenſehen.

Als nun Lukretia kam und ſagte: „Nehmen Sie mich, wenn Sie mich ſo wert halten, daß Sie das an mir tun wollen," da tat er ſeine Arme auf und hielt ſie feſt an ſich.

Sie küßten einander nicht. Sie waren wie Vater und Kind. Eine ſo heftige Wallung ergriff aber Magnus' Inneres, daß, von dem Wogen ſeiner Bruſt befremdet, Lukretia furchtſam zu ihm aufſchaute. Die Empfindung, daß ein anderer Menſch bereit war, ſein Geſchick mit dem eines Einſamen und Verſtoßenen wie er zu verbinden, überwältigte ihn. Eine neue Jugend- und Lebenskraft erwachte in ihm. Er preßte Lukretias kindlich ſchlanken Körper feſter und feſter an ſich. Er drückte ihre Hände und ſtreichelte ihre Wange.

„Du ſollſt es nie bereuen," ſagte er, und wieder, als ob er keine anderen Worte finde: „Nie ſollſt du es bereuen."

Durch die Stürmiſchheit befremdet, löſte ſie ſich leiſe aus ſeiner Umarmung. Aber er wunderte ſich darob nicht.

Sie begannen dann ernſtlich zu beſprechen, wie alles werden ſollte. „Hier bleiben wir nicht," beſtätigte Magnus ſeinen früheren Vorſchlag. Dann ſprach er weiter von ſeinem Lieblingsplane, aufs Land zu ziehen, und machte ſo viele Vorſchläge, gab ihr ſo verlockende kleine Zukunftſchilderungen, daß ihre Munterkeit erwachte. Sie half ihm weidlich Luftſchlöſſer bauen. Trotzdem ſie aber ſogar ſchon

von der Hochzeit redeten, gab Lukretia Magnus das Du noch nicht, und als sie schieden, hatte sich äußerlich ihr Verhältnis zueinander kaum verändert.

Lukretia fuhr dann fort, ihre Stelle zu versehen, und tat das mit einer größeren Zufriedenheit und einem vermehrten Ernste. Die Sonntage fanden sie beisammen.

Magnus war so geschäftig, wie er seit seiner Jugendzeit nie gewesen war. Voraussehend, daß sein, des alternden Mannes, Verspruch mit der jungen, fahrigen Lukretia alle Lästerzungen in Bewegung setzen werde, unterrichtete er selbst seine wenigen Bekannten gleich am ersten Tage von der Sache und ließ auch den Hausgenossen gegenüber keinen Zweifel über seine Absichten.

Das Schwatzen und Lästern begann. Die Verlobten entrannen weder der offenen Verspottung noch allerhand sonstigen Unfreundlichkeiten der lieben Mitmenschen.

Magnus aber förderte mit Entschlossenheit alles für ihre Verbindung Nötige. Er gab seine Beschäftigung in der Schreibstube auf. Pfarrer Ott, seinem alten Freund und Anstaltsgeistlichen, schrieb er zuerst von seinem Entschluß. Er setzte ihm seine Gründe auseinander und hatte die Genugtuung, eine Antwort zu bekommen, in welcher der gütige und menschenkundige Mann, indem er ihm versprach, selbst die Trauung zu vollziehen, die schönen Worte fand: „Ich habe Euch als einen Menschen

kennen gelernt, der in einer ſchweren Lehre zu einem Lebensmeiſter geworden iſt. So werdet Ihr jetzt den Weg gefunden haben, der Euch einen ſpäten Frieden und einem anderen Menſchenkind eine Heimat bringen wird."

Was er dem Pfarrer geſchrieben und gebeichtet hatte, das tat Magnus auch der Schweſter dar. Er hatte die Unruhe, die ihn nach Abgang ſeines Briefes und in Erwartung der Antwort befiel, zwei Wochen zu tragen.

Dann kam ein harter Beſcheid: „Du biſt Dein eigener Herr. Wenn Du, auf den die Leute ſchon immer mit Fingern gewieſen, Dich vollends zu ihrem Geſpött machen willſt, ſo mußt Du das nach Deinem Belieben tun. Nur bitte ich Dich, mich in Zukunft außerhalb Deines Weges zu laſſen. Wir haben geſehen, daß es zuſammen nicht geht, ſo mag jedes ſehen, daß es allein fertig wird. Wenn ich aber vielleicht gelernt hätte, beſſer von Dir zu denken, ſo weiß ich jetzt, daß Du entweder ein Narr oder ein gänzlich Verlorener biſt."

Magnus Im Ebnets unſichere Finger zitterten ſehr, als er dieſen Brief beiſeite legte, allein der Schmerz, der ihm in die Seele drang, vermochte ihn in ſeinem Entſchluß nicht wankend zu machen.

Und bald gab eine ihm recht, deren Urteil ihm mehr als das jeder anderen bedeutete.

Er hatte ſeine Mitteilung an Berta mit den Sätzen begleitet: „Ich bin nicht jung und nicht

frei genug, um in der Welt wirken zu können. Nun aber meine ich etwas gefunden zu haben, was zu tun gut und ſchön und der Hingabe eines Lebensreſtes wohl wert iſt.“

Und zum Schluſſe hatte er dem Mädchen geſagt: „Sie wiſſen, daß Ihr Wort mir ein Freundeswort iſt, das ſchwer wiegt. Ich erwarte es ruhigen Gewiſſens und doch mit zaghafter Ungeduld, weil ich nicht viele habe, die mir einen Glückwunſch mitgeben werden.“

Da kam nun nach einigen Tagen dieſer Glückwunſch und rührte ihm zuerſt ſo ſeltſam ans Herz, daß er einen Augenblick etwas wie Reue empfand, eine unbewußte Reue, als ſei er auf einem Irrwege.

„Sie ſind,“ ſchrieb die Berta, „mir immer als ſo wahr erſchienen, daß ich keinen Augenblick an der Lauterkeit Ihres Entſchluſſes zweifle. Ich möchte ſagen, daß jedes Mädchen, das Sie in Ihre Obhut nehmen, ſich deſſen dankbar freuen darf. Und ſo will ich nur hoffen, daß Ihnen vergolten wird, was Sie im beſten Willen und großer Herzensgüte begonnen haben.“

Irgendwie klang zwiſchen den Zeilen eine leiſe Wehmut mit, indem ſie, am Ende dieſes Briefes von ihrem Leben berichtend, klagte, daß die Tage unendlich gleichförmig verſtrichen und nicht immer erfüllten, was man von ihnen erhoffte.

Je mehr indeſſen Magnus über den Brief nachdachte, deſto mehr beruhigte und beglückte er ihn

und ließ in ihm nur den reinen, ſchönen Eindruck von Bertas Zuſtimmung und die Gewißheit, daß er ihre gute Meinung und Freundſchaft nicht verloren habe. Er ſetzte ſeine Vorbereitungen mit noch freudigerem Eifer fort und vergaß über ihnen und all dem Neuen, was ſich ihm auftat, alle Unbill, beinahe ſogar den Groll der Schweſter. Der Berta gedachte er mit einer feierlichen Dankbarkeit.

Er gab ſich große Mühe, die Eltern Lukretias ausfindig zu machen. Er wußte, daß es ihm vielleicht Unliebſamkeiten brachte, wenn er ſie fand, und daß er auf die Verwandtſchaft nicht ſtolz ſein konnte, auch wollte Lukretia nichts davon wiſſen, daß er mit den von ihr Verleugneten und Vergeſſenen anbinde, allein er ließ ſich von dem nicht abbringen, was ihm Pflicht ſchien. Es gelang ihm indeſſen nicht, irgendeine Spur der Landſtreicher zu finden. Vielleicht waren ſie ins Ausland gezogen, vielleicht im Elend verkommen.

„Mögen ſie nie mehr den Rückweg finden," ſagte Lukretia mit gerunzelter Stirn.

Auch Lukretia Blank kam aber in eine Art Eifer. Was gab es doch für Dinge, die ihr eitles Mädchenherz erfreuten! Magnus kaufte mit ihr die Ausſteuer ein, Linnen und Möbelſtücke, Küchengeräte und Kleidergeruſt. Nichts, was unnötig oder über ſeine Verhältniſſe koſtbar war, erſtand er, aber alles war neu und ſauber und behaglich.

Es kam vor, daß Lukretias Augen nach irgendeinem Firlefanz oder nach einem kostspieligen Besserhaben funkelten, allein solchen Gelüsten gab Magnus nicht nach. Er kaufte mit einer freudigen Güte, aber auch mit einem fast strengen Ernst ein. Unmerklich brachte er Lukretia dazu, sich einfacher und weniger auf den Schein zu kleiden. Schürzen erstand er in großer Anzahl, bunte Bänder ließ er liegen. Lukretia ordnete sich ihm unter, ohne, wie vielleicht zu erwarten stand, in Bedenken zu verfallen. Sie sah mit einer scheuen Achtung zu ihm auf; sie war klug genug, sein ehrliches Wohlmeinen von dem Schöntun anderer zu unterscheiden, und die Erkenntnis, daß er für sie vielleicht die einzige Zuflucht war, machte sie kleinlaut und bescheiden.

In dieser Zeit erwarb Magnus Im Ebnet das kleine Gut „Bächli" auf einer innerschweizerischen Hochebene, wo die Dörfer weit auseinander standen, eine Pilgerstraße zwar vorüberführte, aber die Welt doch einsam und hell und von nicht allzu hohen Bergen umschlossen war.

Und an einem Frühlingstage standen im Kirchlein des Dorfes Altingen, zu dem Im Ebnets Gut gehörte, er und die Lukretia Blank vor dem Altar; und der steife, lange, feierliche und doch warmherzige Pfarrer Ott gab sie mit einer schlichten Rede und vor einer geringen Zuschauerschar zusammen. Kein Mahl noch sonstiges Festwesen folgte dem Akt in der Kirche, aber in ihren sonn-

täglichen Kleidern begaben ſie ſich mit dem Seelſorger nach ihrem Hauſe hinüber; und die Glocken, die ſie aus der Kirche hinausläuteten, gaben ihnen durch den blauen, warmen Tag das Geleit.

Das Haus, das nur ein Häuschen war, ſtand allein. Das zerſtreute Dorf verſteckte ſich drüben in einer Talmulde. Das „Bächli" war ein braundunkles Holzweſen mit einem gemauerten Unterbau und weißgemalten Fenſterrahmen. Ein paar Obſtbäume umſtanden es wie altväteriſche, nicht allzu ſtramme Soldaten, es aber blickte mit blitzſauberen Fenſtern, unter denen ſchon jetzt viel blühendes Blumenzeug hing, nach Oſten und Weſten, nach Norden und Süden. Es konnte die Fußwanderer, die vielmals, und die gelbe Poſtkutſche, die einmal täglich an einem Ende der Ebene auftauchten, herauf ſich bewegen, vorüberkommen und jenſeits verſchwinden ſehen und achten, wie die Wolken hinter den Bergen weit herum ihr Spiel trieben. Die Glocken der Kühe und Ziegen, die an den grünen, wenig bewaldeten Hängen rings weideten, umſangen es mit Hunderten von lauten und leiſen Tönen. Freilich machten auch etwa die Winde und der weiße Staub dem Hauſe einen Beſuch, aber ſie waren keine ſchlimmen Gäſte, und zumeiſt ſtieg der Rauch ſchlank und gerade aus dem Steinkamin mit dem Schieferplattendeckel.

Das Wiesland, das im Geviert das Haus umgab, leuchtete zum Einzug des neuen Paares wie

köſtlich weicher, glänzender Samt. Der Bach aber, der dem Gut den Namen gab, warf manchmal einen kleinen Waſſerſpritzer über ſein Grasbett hinaus und murmelte unverſtändliche Dinge in ſich hinein, die etwa wie ein „Ei, ei!“ oder „Brav, brav!“ klangen.

Auf dem Tiſch in der niederen Stube ſtanden ein Trunk und kalter Imbiß bereit. Da ließen ſich die Neuvermählten mit ihrem Freund und Pfarrer nieder. Dieſer konnte das wohlmeinende Predigen nicht ganz laſſen und ſprach ihnen auch jetzt noch zu. Wie ſchön ſie es hätten! Daß keine Nachbarn ihren Frieden ſtören, daß ſie ihn daher um ſo mehr noch unter ſich ſelber hüten ſollten, und was dergleichen freundliche Sätzlein mehr waren.

Die Gatten waren ſchweigſam. Magnus, der Haus und Hof beſſer kannte als die junge Frau, ging ab und zu, jetzt um friſches Trinkwaſſer, jetzt um einen zweiten Teller für den Pfarrer. Lukretia machte wohl Miene, ihm Hand zu leihen, allein ſie war in dergleichen ungeſchickt und noch zu fremd. So ſaß ſie verlegen und ein wenig verloren da.

Dennoch war eine gute Stimmung. Die Sonne ſchien gar heiter durch die vielen Fenſter, und die kleinen Vorhänge davor ſahen in dem hellen Lichte ebenſo ſchmuck und ſauber aus wie der neue weißtannene Tiſch und die Wandſitze.

Nach der Mahlzeit ſaß man ein Weilchen auf der Bank, die an einen Nußbaum vor dem Hauſe

gezimmert war. Man pries die Schönheit der Landſchaft und des Tages und ſprach von Zukunft und Außenwelt. Manchmal meinte Magnus nach den Räumen fragen zu müſſen, die ihn ſo viele Jahre feſtgehalten hatten, allein er brachte das Wort nicht heraus, und Pfarrer Ott war zu feinfühlig, um davon zu beginnen.

Zuletzt gaben die Gatten dem Geiſtlichen das Geleit über die lange weiße Straße und zwiſchen den Matten hindurch bis dort, wo jene ſich dem Tale und der nächſten Bahnſtation zuſenkte.

Und auf einmal fanden ſich Magnus und Lukretia allein. Wie merkwürdig das war! Bisher hatten alle die Erwartungen, Vorbereitungen und Ereigniſſe ſie nicht zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Wochen waren über ſie hingegangen. Das Leben hatte ſie umbrauſt. Und nun war der letzte Außenzeuge von ihnen gegangen, und ſie waren allein. Sie ſchritten Seite an Seite. „Viel Glück noch einmal,“ hatte der Geiſtliche geſagt. Magnus ſpürte noch den Druck ſeiner Hand. Er ſprach zunächſt von ihm, welch ein wohlmeinender Mann er ſei. Dann ſchwieg auch dieſe Erinnerung. Blicke und Gedanken mußten ſich dem Orte zuwenden, der ſie dort am Ende der Straße erwartete. Seltſam! Seltſam! Sie waren Mann und Frau. Sie hatten ſich darauf vorbereitet, gewundert, wie es ſein würde, und beſchloſſen, daß es ſein müßte. Aber nun es Tatſache war, erſchien es ihnen als etwas ſo Fremdes.

Sie faßten ſich nicht bei den Händen. Ein Stück voneinander ab, ſchritten ſie dahin, und ihre Herzen klopften.

Magnus ſagte: „Es iſt doch ſchön, unſer Häuschen dort drüben, gelt?“

Lukretia blickte auf. Ihre Augen leuchteten ein wenig, und ſie ſagte: „Sehr ſchön.“

Aber dann verfiel ſie gleich wieder in Schweigen.

Sie erreichten das Gut, traten durch die Tür und ſtanden wieder in der Wohnſtube, wo die Reſte der Mahlzeit ſich noch auf dem Tiſch befanden.

„Nun laß aber mich abräumen,“ ſagte Lukretia, und das Du ging ihr ſelbſt jetzt noch nur ſtockend von den Lippen. „Vorhin habe ich dich alles allein tun laſſen.“

Magnus hing ſeinen Hut an einen Nagel.

Noch immer lag die Sonne im Zimmer, doch war ihr Schein jetzt lauterer und kühler als vorher.

Lukretia wollte mit dem Geſchirr an Magnus vorübergehen. Da packte es ihn plötzlich mit großer Macht: da ſtehſt du nun auf eigenem Grund und Boden. Keine Mißachtung und kein Spott umſchleichen dich. Und das junge Weſen da will bei dir bleiben. Er ſtreckte die Arme aus. Er umfaßte die Lukretia und küßte ſie auf den Mund.

Er ſagte: „Nun ſoll alles gut werden.“

Sie wurde rot und machte ſich ein wenig haſtig los. Aber es war eine neue Brücke zwiſchen ihnen.

Zwölftes Kapitel

Magnus Im Ebnet war ein ſehr glücklicher Mann. Eine Reihe wolkenloſer Tage begleitete den Anfang ſeines Ehelebens. Und an jedem Tag, den er neu begann, atmete er tief auf und dachte: Gott, wie iſt das Leben ſchön! Die Gegend mit den unabſehbar weiten Hochwieſen, den Hügeln im Weſten, den Hügeln im Oſten. Das viele Grün und drüben der weite, ſchimmernde Himmel. Und der kühle Wind. Und die wandernden Herdenglocken. Die Obſtbäume vor dem Hauſe. Ei, und die traulichen Stuben! In den Stuben aber und im Hauſe — und neben ihm jeden Tag, jede Stunde das junge, ſchöne Geſchöpf, die Lukretia. Ei, Magnus Im Ebnet war ein glücklicher Mann.

Er ſah Lukretia hier anders, als er ſie in der Stadt geſehen hatte. Sie war auch anders. Sie trug keine Prunkfähnchen mehr wie früher, ſondern ein einfaches Gewand und gutes Schuhwerk. Die Hausſchürze und die einfache Zopffriſur, die ſie ſtatt des wilden früheren Haaraufbaus machte, brachten ihre Geſtalt nicht um ihre Zierlichkeit, noch

ihr ſchmales Geſicht um ſeine Zartheit. Sie war freilich in den erſten Tagen gar verwirrt und von Gedanken und hatte etwas von einem eingefangenen Vogel, der bald ängſtlich flattert, bald trübſelig in einer Käfigecke ſitzt. Es war auch gut, daß der Himmel ſie und ihr Haus gerade mit ſo heiterem Geſicht anſah, und beſſer, daß ſie Magnus hatte. Aber ſie hatte auch eine Ernſthaftigkeit an ſich, die ihr ſonſt nie zu Gebot geſtanden.

Am Morgen war Magnus längſt aufgeſtanden, wenn Lukretia ſich erhob. Aber er zeigte ihr kein mürriſches Geſicht, ſondern wies ſie nur etwa auf die Hügel hin, auf denen das Frühlicht lag, und ſagte: „Das mußt du einmal ſehen, wenn die Sonne erſt im Kommen iſt.“ Dann begann er mit ihr das Tagwerk. Jetzt führte er ſie in die Küche, wo das Holz ſchon im Herde lag. Zuſammen machten ſie Feuer, zuſammen bereiteten ſie das Frühſtück, das ſie darauf gemeinſam verzehrten. Wenn Magnus in den Garten hinaus mußte, meinte er, daß nun wohl im Hauſe das und jenes zu ordnen ſei. Und unterm Graben, das er in einem Beete tat, rief er etwa zu einem Fenſter herein: „Was meinſt du, Lukretia, vielleicht ließen ſich jetzt die Kartoffeln zum Mittag ſchälen.“ Spielend und von ſelber kam es, wie er die junge Frau an ihre Pflichten brachte. Er hetzte ſie nicht. Er war nie verdroſſen. Manches tat er ſelbſt vor ihren Augen, damit ſie das nächſte Mal

wiſſe, daß ſie es zu tun habe. Er gab ihr Beſchäftigung, ohne ſie zu ermüden, ihre Gedanken von unnützen Wanderungen in die Vergangenheit ablenkend. Am Feierabend hieß er ſie ſich mit einem Näh- oder Strickzeug neben ihn ſetzen, während er zeichnete oder ſchnitzte. Dabei erzählte er ihr vom Weſen ſeiner Kunſtfertigkeit, von den Ausſichten des Gartens oder den hundert neuen Dingen, die ſie von ihren Fenſtern aus ſahen. Zur Nacht aber, nachdem ſie die letzte Mahlzeit eingenommen und gemeinſam noch die Aufräumarbeiten getan, ſprach er immer ſein gütiges: „Nun wirſt du müde ſein, Kind.“ Er gab ihr die Hand, er ſtrich ihr über den Scheitel. Dann hieß er ſie vorauf in die gemeinſame Kammer gehen und kam erſt viel ſpäter, ſich mit ſorglichen Schritten einſchleichend und niederlegend, um ſie ja nicht zu ſtören.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Lukretia in der Wärme ſeiner Hut heimiſch wurde. Hatten die Stille und Weltabgeſchiedenheit des Hauſes ſie anfänglich bedrückt, hatte ſie auch oft jäh ihren Entſchluß bereut, plötzliche Luſt empfunden, zu entlaufen, und nachts verſtohlen in ihre Kiſſen geweint, die Finger in ihre Linnen gekrallt und aus blutender Seele heimlich noch nach dem verlorenen Liebhaber geſchrien, ſo weckten Magnus' Güte und Rückſicht alle jene guten Vorſätze wieder in ihr, die ſie zu ihrem Entſchluß, ihm zu folgen, über-

haupt gebracht hatten. Sie zeigte Geſchick, das zu tun, was er ſie lehrte oder von ihr als Hausfrau erwartete, und Dankbarkeit und ehrfürchtige Scheu leuchteten ihr manchmal aus den Augen. Freilich war dieſe zumeiſt mit einer gewiſſen Angſtlichkeit gepaart, als ob ſie ſich ſelbſt nicht völlig traute und zuweilen Gedanken hegte, die ihr Gewiſſen leiſe beſchwerten.

Wochen gingen dahin. Der Sommer blieb ſich ſelber treu. Wenn er auch einmal einen tüchtigen Regen über das Haus zum „Bächli“ ſchüttete, ſo ſchien das nur getan, um das Gartenzeug üppiger und die Wieſe noch grüner zu machen. Sonſt war er eitel Pracht.

Für Lukretia kamen indeſſen Leidenstage. Sie fühlte ſich ſelten wohl, mußte viel liegen und war oft niedergeſchlagen. Die Angſt vor dem, was ihr bevorſtand, befiel ſie und machte ſie kleinlaut, ſtärkte aber auch ihr Bedürfnis nach einem Freunde und einer Stütze, ſo daß ſie ſich noch mehr an ihren Mann klammerte, ja ſeiner Gegenwart allgemach ſo bedurfte, daß ſie ihm wie ein Kätzlein nachlief, wenn er einmal nicht in der Nähe war.

Den Leuten des Dorfes, zu dem ſie gehörten, und noch mehr all denen, die an ihrem Hauſe vorbeizogen, blieben Magnus und Lukretia faſt völlig fremd. Man kümmerte ſich nicht um ſie, oder wenigſtens bekamen ſie nicht zu hören, was die Neugier oder die Läſterſucht die von Altingen oder

andere von ihnen reden ließ. Zu kleinen Einkäufen begaben sie sich wohl ins Dorf hinüber, gingen auch an einzelnen Sonntagen dort zur Kirche, verweilten aber nie lange und kamen zu niemand in nähere Beziehung.

Magnus ließ die weise Frau des Ortleins, ein an Leibesumfang und Verständigkeit gleich fortgeschrittenes Bauernweib, kommen. Die redete ihnen mächtig zu, daß sie sich auf das kleine Wesen freuen und es als einen Segen nehmen sollten, rühmte auch, daß es immer gut sei, wenn solch ein Kindlein eine blutjunge Mutter, die es lang betreuen und einen gesetzten Vater habe, der mit seiner Erfahrung es schon gleich zu Anfang wie in einer guten Schule empfangen könne. Sie ließ bei ihrem Weggang so etwas wie neue, frische Luft im Hause zurück. Und Magnus und Lukretia saßen nachher in der Wohnstube und lächelten einander an. Die Lampe war angezündet und machte den sauberen Raum mit ihrem rotwarmen Schein traulicher noch als am Tage. Durch ein offenes Fenster quoll Sommernachtkühle und schauten ein paar ferne, ruhige Sterne. Die Gatten hatten ihre Plätze voneinander entfernt; Lukretia nähte auf der Bank an einem Kleidchen für ihr Kind, Magnus saß am Tisch und hatte das Wochenblatt vor sich.

„Die macht einem aber Mut," sagte Lukretia.

„Siehst du? Sei nur getrost," mahnte Magnus,

denn er ſah wohl, daß hinter ihren Worten immer noch Angſt lag. Dann kam er hinter ſeinem Tiſch hervor und ſetzte ſich an Lukretias Seite.

Auf einmal träufelten Tränen auf ihre Hände.

„Nicht weinen," tröſtete er und legte den Arm um ſie.

„Schilt nicht!" bat ſie und ſchluchzte.

In einer Stubenecke ſtand ein korbähnlicher Wagen mit Holzrädern und einem Dach aus buntem Stoff.

„Stelle dir vor, wie ſchön es ſein wird, wenn das Kleine dort ſchläft," ſagte Magnus.

„Kannſt du dich denn freuen?" fragte ſie zweifelnd.

Und er antwortete: „Es wird ein Stück von dir ſein, kleine Taube. Wie ſollte ich mich nicht freuen!"

„Ja du," antwortete Lukretia, „du guter, guter Menſch!" Und ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals.

War es die Abendſtunde oder ihre größere Hingebung, in Magnus regten ſich Empfindungen, die bisher geſchwiegen hatten. Er zitterte von Erregungen, die durch viele Jahre langes Zellenleben in ihm ertötet geweſen waren.

„Weißt du, wie lieb ich dich habe?" ſagte er zu Lukretia.

Von dieſem Abend an waren ſie nicht mehr nur dem Namen nach Eheleute.

Magnus kam in eine neue Jugend. Er war wie ein Baum, den Frühlingsſäfte durchſchießen. Wohl mochten es die Arbeit im Freien, das Hantieren mit Spaten und Schaufel im Garten und das Holzſchlagen ſein, die in wenigen Wochen ſeine hageren Glieder ſtählten, aber es war auch ein inneres Geſundheitsgefühl, das ihn ſo aufrecht ſchreiten ließ. Die Sonne jedoch bräunte ihm Hände, Armgelenke und Geſicht. Es kam Stahl und Leben in den gebrechlichen Körper.

Lukretia, von dem, was neu in ihm aufflammte, ein wenig mit fortgeriſſen, fühlte ſich zufriedener denn je. Oft, wenn ſie ihre kleinen Leiden vergaß, überfiel ſie der Leichtſinn früherer Tage. Sie ſchäkerte mit ihrem Manne, ſpielte ihm mit kindiſchem Übermut allerlei Streiche und begann ihn zu necken, ob er den Briefträger beachtet habe, den netten Schwarzſchnauz. Er mache ihr Augen. Und ſie habe gute Luſt, ihn ein wenig verliebt zu machen.

Zu anderen Zeiten würde Magnus ihr die Rede vielleicht verwieſen haben, doch jetzt verwirrte ihm Leidenſchaft den Kopf, und er lachte mit ihr.

Indeſſen rückte Lukretias Stunde heran. Vielleicht hatte der böſe Herbſt ſein Teil Schuld daran, daß ſie ſo verzagt war.

So ſchön der Sommer geweſen, ſo häßlich waren die Tage, die ihn ablöſten.

Kein Morgen wurde mehr hell. Sie ſtreiften

alle nur halb die Nacht ab, und die Tage ſchleppten ſich durch die Stunden wie Bettler, die in grauen Fetzenkleidern vorüber wankten, jetzt von Stürmen gezauſt, jetzt von froſtigen Regenſchauern durchnäßt, daß ſie trieften.

Im Ebnet mußte einheizen, weil es ſo froſtig im Hauſe wurde. Selbſt ihn drückte der Nebel nieder, der jetzt immer ſich über dem Hochtal lagerte. Und er hatte Angſt um Lukretia. Eine merkwürdige Zerbrechlichkeit befiel ſie. Sie war immer zart und zierlich geweſen. Jetzt aber wurden Geſicht und Hände durchſichtig, blaue Ringe lagen unter ihren Augen, und hinter dem Braun ihrer Stirn fiel das Weiß ihrer Schläfen doppelt auf. Sie ſchlich nur noch mühſam aus der Schlafkammer in die Wohnſtube und wieder zurück, an Möbeln und Wänden ſich haltend.

Magnus beſorgte allein die Haushaltung. Nie ungeduldig, nie müde. Kochen und Waſſerſchleppen, Stuben ſauber halten und Wäſche waſchen, alles tat er. Es entwürdigte ihn nicht, denn er tat es nicht wie ein Weibmann demütig und unluſtig, ſondern mit einer ruhigen, frohen Selbſtverſtändlichkeit und Überlegtheit.

„Trage dir Sorge," ſagte er zu ſeinem Weibe oftmals des Tages, ſtützte ſie jetzt und bettete ſie dann, brachte ihr eine Stärkung oder ſetzte ſich neben ſie, um ihr die ſchweren Gedanken auszureden.

Da Lukretias Zuſtand ſich verſchlimmerte, ließen

ſie die weiſe Frau wieder kommen. Die machte diesmal ein bedenkliches Geſicht und riet, einen Arzt zu befragen.

Arzt und Frau ſtanden an einem Novembertage, da aus Regen und Nebel Schnee wurde, an Lukretias Lager. Im Zimmer war es düſter. Man ſah draußen die weißen Flocken aus dem Grau des Nebels ſchwirren. Sie wirbelten an den Scheiben vorbei, und einzelne ſetzten ſich ans Glas wie ängſtliche Vögel, die Einlaß heiſchen.

Der Arzt und die Frau warteten. Stundenlang lag die junge Frau in Schmerzen. Als die Zeit aber drängte und das Leben der Mutter in Gefahr ſtand, opferte der Arzt das ungeborene Kind.

So ſah Lukretia das kleine Weſen nicht, von dem ſie in Qual und Mühſal ihren Leib befreiten. Tagelang lag ſie ſelbſt wie tot da. Der Arzt kam, und Magnus mühte ſich um ſie. Manchmal ſchien es, als wäre ihre Seele dem Körper ſchon entflohen. Aus einer unſäglich matten Bewegung der Hand, einem Zucken der Lider nur konnte man entnehmen, daß ein Quentlein Kraft noch in den gemarterten Gliedern geblieben war.

Was Magnus Im Ebnet für ein Pfleger war! Er hatte einen lautloſen Schritt und Hände ſo weich wie eine barmherzige Schweſter. Er war immer da. Nie brauchte Lukretia nach ihm zu rufen, ihn herbeizuwünſchen. Er ſprach nicht, weil ſie ſo ſchwach war, daß ſelbſt der Laut einer Stimme

ihr weh tat, aber in ſeinen braunen Augen ſtand viel zu leſen, und es mußte gut und wohltuend ſein; denn als die Kranke etwas erſtarkte, nahm ſie ſeine Hand und ſchmiegte ihre Wange daran, als wollte ſie ihm danken, und ſpäter faltete ſie die Finger, als er einmal aus dem Zimmer ging, und es ſah aus, als ſagte ſie mit angſtvoller Andacht dem Herrgott: Sieh doch, was er alles für mich tut!

Der Schnee hatte ſich jetzt auf Dach und Fenſterbrettern eingeniſtet. Von den weißen Hügeln her fiel eine große Helligkeit in die Schlafſtube. Die aber war ſo jedem Geräuſch entrückt, daß Lukretia manchmal dachte, ſie ſei gar nicht mehr auf der Welt, ſondern irgend auf einem überirdiſchen Eiland gelandet.

Solange die Sonne noch blaß war und ihre Zeit noch kurz, konnte auch die Kranke nicht recht geneſen. Aber Neujahr ging vorbei, und vom Himmel ſchien das Licht länger und heißer. Da antwortete der wachſenden Sonne etwas im Körper der jungen Frau, und neue Wärme ſtrömte durch ihre ſchlaffen Adern. Sie nahm jetzt mehr Nahrung zu ſich und ſchlief viel, ſich kräftigend im Schlafen.

Das waren die Tage, da Magnus an ſeine Freundin Berta ſchrieb: „Trotz vieler Angſt und Trauer bin ich glücklich, darf mich für ein anderes einſetzen und habe einen Menſchen, den ich als ein Stück von mir ſelber halten kann. Das ſchreibe ich Ihnen wiederum, weil ich noch immer das herz-

liche Bedürfnis fühle, vor Ihnen gleichsam Rechenschaft über mich selbst abzulegen, Ihnen, die Vertrauen zu mir gehabt hat zu einer Zeit, da ich zum zweitenmal und als ein Fremder in die Welt kam."

In dem Briefe stand nicht, daß Magnus in der blonden Berta das Beste sah, was ihm seine Tage beschert hatten, und nichts, daß er während des Schreibens mit so großer, reiner Freude an sie dachte, aber er wußte wohl selbst nicht, daß dem so war.

Aber einen Gruß an die Schwester fügte er noch bei und bat die Berta, ihn auszurichten, weil — jene von ihm selbst ihn wohl nicht annehmen würde.

Der Frühling kam. Die Sonne warf sich zur Weltherrin auf. In Blättern und Blüten brach die Herrlichkeit der Erde hervor. Und mit der blühenden Erde hielt Lukretias Körper Schritt. Ihre Wangen bekamen wieder Farbe. Ihre Arme rundeten sich. Sie schlich und wankte nicht mehr durchs Haus; ihr Schritt wurde immer leichter und vergnügter. Manchmal hörte Magnus sie bei der Arbeit singen und mußte wieder ihre Neckereien erdulden, etwa daß sie sich von hinten an ihn heranschlich, wenn er im Garten werkte, und ihn erschreckte, oder sich wie ein übermütiges Kind vor ihm verbarg und ihn, aus allen Ecken rufend, durchs Haus lockte.

Der Frühling machte auch ihm das Herz jung,

und er verſuchte mit dem Übermut ſeines Weibes Schritt zu halten. Sie war ihm immer noch mehr Kind als Frau, obgleich er ſie mit aller Mannesleidenſchaft liebte. Er behütete ſie und, wie er das lang vor der Ehe getan, begann vielleicht ein wenig wieder ſie zu verwöhnen. Mit ihrer größeren geiſtigen Beweglichkeit kam ihr auch die Liebhaberei für ſchöne Kleider und Schmuckwerk zurück, und Magnus widerſtand jetzt nicht immer ihren kleinen Eitelkeitswünſchen.

Für jede Gabe dankte ſie mit ſtürmiſchen Liebkoſungen. Sie wurde überhaupt in ihren Liebesbezeigungen heftiger und ſichtlich befliſſener. Das war — weil jetzt manchmal ihre Gedanken den Wolken und Winden nach in die Welt hinausflogen, weil jetzt ein lange vergeſſenes Bedauern wieder dann und wann ſich regte, daß man nicht in dieſe weite Welt hinauslaufen und wieder einmal etwas anderes ſehen konnte als nur die lange, langweilige Straße und die Matten und Hügel ringsum, weil aber das Gewiſſen ſie mahnte, dergleichen Gelüſte um Magnus willen zu verwinden.

Der junge Briefträger ſtand jetzt häufig vor Im Ebnets Tür, drehte keck den ſchwarzen Schnurrbart und hatte immer mit Frau Lukretia etwas zu berichten, ob er nun, was ſelten war, Briefe im „Bächli“ zu beſtellen hatte oder nicht.

Auch Lukretia hatte viel unter den Fenſtern und unter der Tür zu tun. „Ich mag ſo gern

die Menſchen vorübergehen ſehen," erklärte ſie Magnus.

Aber mit dem Sehen allein kam ſie bald nicht mehr aus, ſondern begann in einer hungrigen Mitteilſamkeit und einer Sucht nach Neuigkeiten vorbeiziehende Wanderer und Pilger zu grüßen und ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen.

Es wurde ein wenig anders im Bächlihaus. Allmählich nur und kaum ſpürbar. Das Ineinanderaufgehen, das nur Füreinanderdaſein des erſten Jahres, die Freude über die Weltentrücktheit und große Stille gingen ein wenig in die Brüche. Die Lukretia wurde ganz unmerklich ein bißchen zum Allerweltseigentum und gehörte tagsüber einer Menge bekannter und unbekannter Leute, die des Weges und mit ihr ins Plaudern oder ins Schäkern kamen.

Magnus Im Ebnet ſah zu und dachte an ihre Jugend und daß ihr ihr Recht nicht geſchmälert werden dürfe.

Dreizehntes Kapitel

War Lukretia Im Ebnet krank? Oder ſpielten ihre Launen mit ihr, daß ſie täglich mehr die Stimmung wechſelte, von Zärtlichkeit in Verdrießlichkeit verfiel, jetzt ihrem Manne einen Wunſch von den Augen abſah und jetzt mit ihm ſchmollte, obgleich er ihr nicht das Geringſte zuleide getan? Und woher kam ihre Unruhe? Sie lief ins Dorf hinüber, wo ſie früher ſo ſelten geweſen war. Sie kannte bald jeden Menſchen in Altingen und wußte jedes Menſchen Geſchichte.

Es war Magnus unlieb zu denken, daß, wie Lukretia ihm von anderen Leuten erzählte, dieſe auch von ihr und ihm reden würden. Er war es müde, im Munde der Leute zu ſein. Und er ſah das wechſelvolle Weſen ſeiner Frau mit leiſem ſchmerzlichem Befremden.

Der Himmel war in dieſen Tagen nie völlig klar, die Nord- und Oſtwinde trieben fortwährend Wolken durch ſeine blauen Gründe. Hell und doch an keinem Tag ohne Wolken war auch Im Ebnets Leben. Er verſuchte Lukretia zu verſtehen und ſie weiter in Güte zu führen. Manchmal hatte er

bange Gedanken, als löſe ſie ſich von ihm ab. Wenn ſie nachts vor Schlafengehen im Mondſchein auf der Gartenbank ſaßen oder bei der Lampe in ihrer Stube, ſprach er ihr vom vergangenen Tage: „Meinſt du nicht, Lukretia, daß in unſerer Einſamkeit unſer Friede iſt?“

Sie antwortete etwa: „Ich bin noch zu jung. Ich kann nicht wie ein Einſiedler ſein.“

Da konnte er ihr nicht widerſprechen.

Sie klagte jetzt auch hie und da: „Es iſt furchtbar, wie verloren wir hier wohnen.“

Dann ſprang eine wilde Sehnſucht in ihren Blick, und Magnus ſah es und machte ſich Vorwürfe ob ſeines Eigennutzes, der meinte, das junge Geſchöpf allein beanſpruchen zu dürfen.

Bald darauf warf ſie ſich ihm an die Bruſt, wie ſie nur in ihrer größten Angſt und Verzweiflung früher getan hatte, und indem ſie ſich mit beiden Händen an ſeine Schultern klammerte, bat ſie: „Du haſt dennoch recht; laß mich nicht zu viel hinaus. Es iſt nicht gut für mich.“

Er fühlte, wie ſie von Selbſtvorwürfen und Verwirrtheit geſchüttelt wurde, und wußte doch nicht, was ihr im Grunde fehlte und wie er ihr zu ihrem Gleichgewicht verhelfen ſollte. Eines ſah er wohl, daß ſie ihn eben nicht liebte, wie eine Frau ihren Mann lieben ſoll, ſondern daß nur Dankbarkeit und vielleicht eine Art Kindesanhänglichkeit ſie an ihn feſſelten. Es tat ihm weh,

aber er hatte ſich ſelbſt darüber nie getäuſcht und verdachte es ihr nicht. Er empfand für ſie mehr denn für alle anderen die weite, verzeihende und verſtehende Liebe, mit welcher er die Menſchen betrachtete, ſeit über ihn die Wucht einer fünfundzwanzigjährigen Einſamkeit gegangen war, und da er ſie mit einer ſpät erwachten Liebesfreude liebte, war er nur zu geneigt, ihr vieles nachzuſehen.

Lukretias Vertraulichkeiten mit dem hübſchen Briefträger dauerten fort. Magnus betrachtete ſie ohne eigentliche Unruhe und erklärte ſie aus ihrem Hang zur Geſelligkeit überhaupt. Als er aber eines Nachts die beiden an der Straße ſtehend Hand in Hand fand und ſah, daß ſie weiter miteinander gingen, als ſeiner und Lukretias Ehre gut war, trat er zwiſchen ſie, legte gelaſſen ſeinen Arm um ſeines Kindweibes Schultern und führte ſie von dem verblüfften Hofſchneider hinweg ins Haus. Hier ſtrich er mit der Hand über Lukretias Stirn und ſah ihr in die Augen, in denen Angſt und Scham ſtanden.

„Sind wir nicht über ein Jahr glücklich geweſen?“ fragte er ſie.

Sie nickte und weinte.

„Es kann ſo nicht bleiben, Lukretia, wenn — dir nicht mehr genügt, was ich dir geben kann,“ fuhr er fort, immer die Hand auf ihrem Scheitel.

Da machte ſie ſich los. Durch ihre Tränen ſchoß etwas wie Zorn und Ungeduld. „Ich weiß,“

ſtieß ſie mit dem Trotz einer Verzogenen und doch nicht ohne Groll gegen ſich ſelbſt heraus, „aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin keine Nonne — ich will leben — ich —“

Magnus ſetzte ſich. Er hätte ihr ſagen können, daß ſie keine Gewalt über ſich habe, noch haben wolle. Er hätte ihr von Pflicht und Zucht reden ſollen. Doch tat er es nicht. In ihm regte ſich in dem Augenblick die Frage, ob nicht er den Fehler gemacht, indem er ſie zu ſich nahm, ob nicht bei ihm der Irrtum liege.

„Ich will dich nicht halten, wenn du noch einmal hinaus willſt,“ ſprach er. „Freilich — du kamſt einmal zu mir, weil du dich in der Welt nicht zurechtfandeſt.“

Sie rang die Hände, die ſie gefaltet vor ſich hielt, ineinander. Das Grau ihrer Augen wurde dunkel, als ob aus ihrer Seele die Nacht aufſteige, die darin lag.

„Ich weiß ja nicht, was ich will,“ ſagte ſie. Dann drehte ſie ſich um und ging hinaus.

Magnus Im Ebnet wartete. Er dachte, Lukretia würde hinauf in die Schlafkammer gehen. Vielleicht würde ſie auch zurückkommen. Er dachte, was wohl aus allem noch werden würde. Sie würde noch hart zu kämpfen haben, das arme, kleine Ding, dachte er. Und ſchon ſtand hinter ſeiner Qual, die er um ſie litt, das große, herzliche Mitleid, mit dem er ſie immer an ſich nehmen wollte, wenn ſie nach Irrtümern den Freund brauchte.

Als er ſo gar nichts mehr von ihr hörte, begab er ſich hinaus und rief nach ihr. Aber ſie war nicht vor der Tür und nicht drüben auf der Bank. Wieder rief er ihren Namen. Aber alles blieb ſtill.

Nun wurde er doch ein wenig ängſtlich. Barhaupt und in Hausſchuhen, wie er war, trat er in die Straße hinaus, lief ein Stück nach Oſten und zurück und ein Stück nach Weſten. Auch da antwortete niemand, wenn er rief.

War ſie fort? Was hatte ſie getan?

Sein Herz klopfte jetzt ſo ſtark, daß es ihm den Atem benahm.

Die Sterne flackerten. Dazwiſchen lagen die weißen Wolkenfetzen. Auf der Erde waren viele Schatten, und manche glichen fliehenden Menſchen. Aber die Lukretia war nirgends zu ſehen.

Magnus kehrte ins Haus zurück. Er durchſtöberte es noch einmal bis unters Dach. Umſonſt. Da zog er Schuhe und Rock an und begab ſich auf eine lange Reiſe. Zuerſt ins Dorf. Das war noch nicht ſo entſchlafen, daß er nicht erfragen konnte, ob Lukretia geſehen worden ſei. Niemand war ihr begegnet. Niemand hatte ſie bemerkt.

Er ſchritt in die Nacht hinaus. Er wollte in die Stadt. Und während er ſo ſeine menſchenleere Straße ging, ſpürte er ſeine Einſamkeit und kam die Erkenntnis deſſen, was ihm verloren war, über ihn.

Es war oft ſehr dunkel, manchmal hob er un-

willkürlich, vor ſich hintaſtend, die Hände. Aber es geſchah kaum, weil er ſelber wegunſicher war, ſondern weil er im Dunkeln die Hände nach Lukretia ausſtreckte. Er wußte erſt jetzt, wie er an ihr hing. Und wieder mußte er denken, wie hart ſie es noch haben würde.

Hart hatte es die Lukretia, hatte es ſchon viele Wochen lang, ehe ſie ihn verlaſſen, hart gehabt. Sie hatte in ihrer Ehe doch nicht gefunden, was ſie gemeint hatte. Die Güte ihres Mannes und ihre Achtung für ihn, ſelbſt ein flüchtig aufflackerndes Vergnügen an ſeiner Zärtlichkeit hatten nicht genügt, Erinnerungen an ein freies Leben auszulöſchen, an Tändeln und Tanzen, an Wechſel und Jugend. Die nie ganz vernarbte Wunde, die ihr der blonde Paul Renner geſchlagen, brach wieder auf, und die jener nicht heilen wollte, die konnte auch der gelaſſene Im Ebnet nicht heilen. Da gab es für die wild erwachſene Lukretia nur ein Mittel, das der Betäubung in neuen Freuden. Darum lief ſie unter die Leute. Darum ließ ſie den Briefträger, den Gecken, an ſich herankommen. Wohl ergriff ſie manchmal Reue und Angſt. Sie konnte Magnus nicht mehr in die Augen ſehen, ſie diente ihm oft mit demütiger Unterwürfigkeit, mit heißem Bemühen, ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, und im nächſten Augenblick grollte ſie ihm: warum hatte er ſich ihr in den Weg gedrängt! Hätte er ſie gelaſſen, wo ſie war! Endlich ertrug

ſie den Zwieſpalt ihrer Gefühle nicht länger. Sie hatte den Fluchtplan lange erwogen. Der Vorfall an jenem Abend war nur der letzte Anſtoß geweſen, ihn auszuführen.

Und Magnus war auf der richtigen Fährte. Sie war in die Stadt zurückgelaufen. Sie wußte Beſcheid dort.

Eine Stellenvermittlerin hatte dem hübſchen jungen Ding die Beſchäftigung und den Verdienſt zur Hand, die ſie ſuchte.

Lukretia Im Ebnet wurde wieder Aufwärterin in einer Gaſtwirtſchaft. Das alte Leben begann, und es war nicht beſſer als früher. Es wurde bald ſchlimmer. Zuweilen, wenn es ihr übel ging, weinte ſie nach Magnus, zuweilen dachte ſie, was er wohl machen möge, und der Friede des Hauſes auf der Altingerhöhe kam ihr zu Sinn, und ſie dachte, wie ſchön es geweſen. Aber viel häufiger vergaß ſie das alles und lebte das Leben, wie man Wein trinkt, bis der Boden unter den Füßen ſchwankt.

Magnus Im Ebnet aber fand ſein Weib nicht. Er war in jener Nacht wohl den richtigen Weg gegangen. Er erreichte die Stadt nur um den Zwiſchenraum zwiſchen einem Spät- und einem Frühzug ſpäter.

Allein die Stadt war groß, und er konnte nicht in allen Läden und Wirtſchaften fragen, ob die Lukretia da ſei. Er dachte an die Zeitung und

an die Polizei, aber er ſcheute die Öffentlichkeit. Sie würden ihn fragen, wer er ſei. Sie würden wieder in ſeiner Vergangenheit graben. So unterließ er die Suche, die ihn vielleicht zum Ziel geführt hätte.

Er brachte acht Tage in der Stadt zu. Er ging durch ihre Straßen. Er wartete vor großen Magazinen, wenn deren Verkäuferinnen Feierabend hatten und in Scharen herauskamen. Er ſchaute in viele Gaſtlokale, große und kleine. In die böſen Gaſſen ging er, wo die Armen und Verworfenen hauſten, aber er fand die kleine Taube nicht.

Da machte er ſich wieder auf den Heimweg. Es war ihm ſchwer zumute. Ein wenig ſchien es ihm, als mache er ſich in eine Einöde auf; aber daß der Lärm der Stadt hinter ihm blieb und daß er den vielen Blicken entwich, die ſich in den acht Tagen an ihn gehängt hatten wie Haken und Angeln, das empfand er doch als Wohltat.

Es war Abend, als er daheim ſeine Tür aufſchloß. Gewitterzeit wollte ſich in Schlechtwetterzeit verwandeln, und an dieſem Abend brach am grauen Regenhimmel noch einmal ein Riß auf, durch den die kupferfarben leuchtende Sonne ſchien. Ihr Abglanz lag in Magnus' Stube, als er eintrat. Es war alles darin ſauber, traulich, ſtill, wie er es verlaſſen hatte. Zu ſtill nur! Er ſetzte ſich auf

den ersten besten Stuhl, nahm den Hut zwischen den Knien in beide Hände und dachte nach. Die seltsame rotgelbe Sonnenhelligkeit brach über ihn herein und ließ seinen Kopf in jedem Zug deutlich werden. Die Wangen schienen in den acht Warte- und Suchetagen von ihrer Bräune verloren zu haben. Sie und die Schläfen zeigten eine leise Hohlheit. Auch war über sein dünnes, braunes Haar viel Grau gestreut. Aber die Augen blickten mehr versonnen als unglücklich. Eigentlich wunderte er sich ein wenig, daß die Lukretia in seiner Abwesenheit nicht zurückgekommen war. Auch wenn sie jetzt eingetreten wäre, würde er kaum erstaunt gewesen sein. Er wollte sich selbst noch nicht zugeben, daß sie verloren sei. Einmal vielleicht, dachte er, würde sie wiederkommen. Und mehr, als wie er sich bis dahin behelfen solle, dachte er daran, wie er sie dann aufnehmen werde. Und wieder war kein Groll dabei.

Nach einer Weile begann er an ein paar Alltagspflichten zu gehen. Es lag Staub auf den Möbeln. Er wischte ihn mit einem Tuche fort. Er begab sich in die Küche und machte Feuer an. Es wurde ja auch wieder Essenszeit.

Die Sonne versank.

In der Nacht begann ein Regenrauschen.

Magnus Im Ebnet schlief in den Alltag, in das Leben seiner Einsamkeit hinüber.

Da er nicht müßig war, ertrug er es. Und

immer half die Freude an der Natur und Freiheit, an all den kleinen Wundern des Tages ihm über viel Heimweh hin. Er ſah die Blätter von den Bäumen rieſeln oder im Herbſtwind davonwirbeln, ſah die Bauern die reiche Herbſternte ſammeln, ſah die gelben und roten Aſtern und die Dahlien im Garten leuchten. Dann kamen die Stürme und rüttelten am Haus, und er fragte ſich, ob ſie Lukretia erreichten draußen in der Welt und ob ſie ſie zauſten, und wenn ihm die Sterne ins Fenſter ſchauten, fragte er ſich, ob ſie ſchliefe in dieſer hellen, blitzenden Nacht.

Auch an die Berta dachte er und an die Schweſter. Ob ſie wohl wüßten, daß er nun wieder einſam war, und was ſie wohl von ihm denken würden. Daß die Schweſter nicht ſchrieb, das war er nun ſchon gewöhnt. Der Berta hätte er ſelber Nachricht geben ſollen, doch der Gedanke hemmte ihn, daß er von Lukretia erzählen müßte, und er tat es nicht gern. Er hätte Dinge ſagen müſſen, die zu ſehr in die Tiefe gingen, und es war ihm ſchwer, ſich aufzutun. Selbſt — der Berta gegenüber. Aber er wunderte ſich, was ihr in der langen Zeit nun wieder geſchehen ſein möge. War ſie noch immer zu Hauſe? Dachte ſie noch an ihn oder war inzwiſchen die Zeit gekommen, da ihre Liebe reif geworden und ſie die Gedanken anderswo hatte?

Das ſchlechte Wetter hatte die Herbſtarbeiten

derer von Altingen ſtark verzögert. Zum Überfluß wurde gerade um dieſe Zeit eine Anzahl Jungburſchen zum Militärdienſt einberufen, und die Arbeitskräfte wurden knapp. Das war ſchuld daran, daß einer der Bauern in ſeiner Not und auf der Suche nach Werkhilfe auch bei Magnus vorſprach: ob er nicht auf ein paar Taglöhne bei ihm einſtehen möchte.

Die Not mußte hoch ſteigen, bis einer den Schritt tat; denn die Altinger hatten wie andere brave Leute den Einſamen vom „Bächli“ um den letzten guten Faden geredet: Der wüßte ſchon, warum er nicht unter die Leute gehe. Wenn einer eben eine Untat auf dem Gewiſſen und faſt lebenslange Zuchthausſtrafe auf dem Rücken habe, brauche man die Urſache für ſeine Scheu nicht weit zu ſuchen. Das mit der Frau zeige auch, weſſen Geiſtes Kind er ſei. Nur ſo einer könne eben ſo eine bei ſich aufnehmen. Wer wiſſe übrigens, was vorgegangen ſei in dem unheimlichen Hauſe!

Wenn es aber dem Bauern um Ernte und Geldſack geht, beißt er auf Stein. Darum überwand ſich einer und kam zu Magnus.

Dieſer ſagte ja.

Die Altinger ſtießen ſich an. Die einen verſpotteten den Mitbürger, der bei Magnus den Schritt gewagt, die anderen kanzelten ihn ab.

Aber auf deſſen Kartoffelfeld ſchlug ein ſtiller Mann ſeine Hacke ins Erdreich. Er tat niemand

etwas zuleide, mit einer demütigen und doch nicht würdeloſen Freundlichkeit grüßte er jeden ihm Begegnenden zuerſt. Er war nicht anſpruchsvoll wie die anderen Taglöhner, auch nicht bereit, auf den erſten Feierabendglockenſchlag ſein Geräte fortzuwerfen, ſondern immer noch willig, mit einer Feldecke aufzuräumen, damit die Arbeit nicht auf morgen verſchoben werde. Er ſah auch in der Nähe nicht wie ein Übeltäter, ſondern eher wie ein aus großer Leidenszeit kommender Menſch aus, der einem aber nichts vorjammerte, ſondern nur etwa in ſeinem Geſicht einen Ausdruck trug, wie wenn er ſagen wollte: Ihr wißt doch alle nicht, was das Leben iſt.

Vom Felde des erſten hinweg, ſtellte den Magnus Im Ebnet ein zweiter Bauer an. Dann mühten ſich gleich drei auf einmal um ſeine Dienſte.

Die Frauen, die die Mildherzigeren, aber auch die Neugierigeren waren, knüpften zuerſt dann und wann ein Geſpräch mit ihm an, das nicht nur ein knappes Wort vom Tagwerk war. Eine, der es an Frechheit nicht fehlte, holte ihn über ſeine Frau aus. Als er aber den Anlaß ſo gar nicht benutzte, um über das Unrecht, das ihm von Lukretia geſchehen war, zu ſchimpfen, ſondern alle weiteren Fragen mit dem Worte abſchnitt: „Sie iſt jung und lebensfroh. Man muß es ihr gönnen und wünſchen, daß es ihr gut geht," da ging dieſe Rede

um. Alle wußten freilich nicht damit etwas anzufangen, allein manche fanden, das zeige einerseits, daß die Frau wirklich und vielleicht sogar mit seinem Einverständnis fort sei, andererseits sei es ein gutes, wackeres Wort.

Die Stimmung der Altinger schlug merkwürdig zugunsten Im Ebnets um, obgleich immer noch reichlich viele unter ihnen blieben, die dafür sorgten, daß seine Vergangenheit und Schuld nicht vergessen wurde. Ein Brücklein entstand aber zwischen Dorf und Bächligut besonders durch die Kinder. Bei seinen Arbeiten hatte nämlich Magnus auch ein Geschwisterpaar kennen gelernt, einen etwa zehnjährigen Buben, den Hansli Tobler, und sein Schwesterchen, die Nanni, jener ein Schwarzköpflein mit einem Sommersprossengesicht, aber klugen, dunkeln Augen, diese braun und glatt von Wangen, Schläfen und Stirn von weichen, braunen Locken umspielt und mit großen, braunen Guckern. Er hatte den zwei zutraulichen kleinen Menschenwesen aus Holz Spielzeug geschnitzt und ihnen erzählt, daß er zu Hause noch hübschere Sachen machen könne, und nun tauchten sie eines Sonntags bei ihm auf, strichen zuerst verlegen ums Haus, taten, als sie ihn heraustreten sahen, dergleichen, als ob sie weitergehen wollten, kamen dann aber gerne genug herein, als er sie einlud, näherzutreten. Er führte sie in die Kammer, die er sich zu einer Werkstatt eingerichtet hatte, wie

es einſt ſeine Zelle geweſen war, zeigte ihnen ſein Schnitzhandwerkszeug und ſeine Zeichnungen und ließ ſie zuſehen, wie er aus Holz ihnen einen Hampelmann ſchnitt. Die Kinder trugen die Nachricht von ſeiner Geſchicklichkeit und Zutraulichkeit unter die Geſpielen. Die Neugier, die ſie ſelber hergetrieben hatte, begann ſich wie etwa die Maſern oder ein anderes Kinderübel von einem zum anderen zu vererben, und es dauerte nicht lange, bis Magnus einen ordentlichen Zulauf von Altinger Jugend hatte. Beide Teile hatten Vorteil davon, er, weil unmerklich ſeine Einſamkeit durchbrochen und ſein Heimweh abgelenkt wurde, die Kinder, weil er ihnen zu einer Art Lehrer oder Seelſorger wurde. Er hatte es nirgends lernen können, mit Kindern umzugehen, aber da der Grund ſeiner Natur Güte war, ergab ſich alles aus ſich ſelber. Er fand die Verſchloſſenen heraus und die, die daheim keine rechte Wurzel hatten, die Scheuen zog er zu ſich, daß ſie es gar nicht merkten, wie vertraut ſie wurden, und kein Armes oder Zerlumptes oder Unreines ſetzte er hinter den Hablichen und Hübſchen und Sauberen zurück. Die Eltern merkten auf. „Der Kindernarr," redeten ſie. Aber einige rühmten ihn. Mit der Zeit verlautete, daß er, deſſen Mittel zwar nicht groß, aber doch über ſeine eigenen Bedürfniſſe waren, durch Vermittlung der Kinder auch dem und jenem Erwachſenen etwas Gutes getan. Man wußte nicht

recht das Was oder Wie — denn er tat es im geheimen — aber es ging so um, daß zwei Schuldenleute nicht umsonst bei ihm angeklopft hätten. Es kam auch der Tag, da der ehrwürdige alte Geistliche von Altingen, unter dessen Kanzel Magnus jetzt jeden Sonntag saß, ihm den ersten und damit nicht den letzten Besuch machte und mit ihm vieles über sein Leben sprach. Und dieser Pfarrer verließ ihn wieder mit einem merkwürdig feierlichen und wie erstaunten Gruß, als habe er eben einen Grund betreten, auf dem er unerwartete Ernte gefunden.

Vierzehntes Kapitel

Ein Jahr war Lukretia nun fort. Ein Jahr lang ſchon ſaß Magnus Im Ebnet am Fenſter und ſchaute die Straße entlang, auf der ſo viele Pilger kamen und gingen, die Entflohene aber noch keinen Rückweg gefunden hatte. So lange ſchon fehlte ſie ihm wie ein Stück ſeines eigenen Lebens und trug er einen Hunger nach ihr in ſich herum. Die Hoffnung aber gab er nicht auf.

Er hatte weiter nach ihr geforſcht, indem er ein paar Bekannten in der Stadt Auftrag gegeben, ſich etwa nach ihr umzuſehen, war auch ſelber im Sommer noch einmal dort geweſen, ohne eine Spur zu finden, freilich wiederum die Öffentlichkeit, die ihm hätte helfen können, meidend um ihretwillen wie aus eigener Scheu.

Sein Leben war indeſſen nicht der Trauer, ſondern der Arbeit hingegeben, und immer noch riß der Verkehr mit denen von Altingen ihn aus allzuvielem Grübeln. Das Blatt hatte ſich gewendet. Er brauchte nicht jenen nachzulaufen, ſondern dieſe ſuchten ihn, jetzt als Taglöhner, jetzt zur Hilfe da und dort, ja ſelbſt nur, wie etwa der Weißkopf,

der Pfarrer, zur Geſellſchaft, weil ſein Weſen ihnen gefiel.

Nach dieſem Jahr kam ein Brief von der Berta, die lange nicht mehr geſchrieben und der er nur zu Neujahr eine kleine Arbeit ſeines geſchickten Meſſers, ein Strickzeugkörbchen, geſchickt, welche Gabe ſie durch ihr Bild und einen kurzen Gruß erwidert hatte. Auch der neue Brief war nicht lang, und ſeine Kürze ſprach für ſeine Haſt.

„Ihre Schweſter iſt krank," ſchrieb das blonde Mädchen. „Sie iſt ſehr krank. Ich fürchte, daß ſie ſterben wird. Sie verlangt nicht nach Ihnen, aber manchmal ſcheint mir, als beunruhige es ſie, daß ſie Sie nicht gerufen hat oder rufen kann, und ich meine, daß Ihr Kommen ihr vielleicht eine Erleichterung wäre. Entſcheiden Sie ſelbſt, Herr Magnus, ob Sie kommen wollen."

Magnus las, ſtand auf, legte gute Kleider an und ein paar Habſeligkeiten in eine Reiſetaſche. Dann ſchloß er ſeine Stube und ſein Haus und machte ſich auf den Weg.

Er erreichte Gerikon auf von Regen aufgeweichter, ſchmutziger Straße. In den Bergen ſchneite es. Auch im Flachland ging ein rauher Wind. Auf den Feldern ſaßen viele Krähen und flogen kreiſchend vor dem Wanderer auf.

Als er das Haus der Schweſter erblickte, wurde ihm eng auf der Bruſt. Wie ſeltſam und ſchmerzlich es war, daß in dem Hauſe dort der letzte Menſch,

der nach Recht und Blutsgeſetz zu ihm gehörte, im Sterben lag!

Er näherte ſich langſam und faſt auf den Zehen gehend, als könnte er ſo fern ſchon die Kranke ſtören.

Niemand war um den Weg.

Er öffnete die Haustür, da er die des Ladens geſchloſſen fand, und trat in den Flur und in Eliſens Wohnung.

Dort kam ihm die Berta entgegen. Sie mußte gleichzeitig mit ihm und aus dem Wohnzimmer der Schweſter kommend in den Flur getreten ſein. Überraſcht von ſeinem Anblick, fuhr ſie ein wenig zurück. Dann ſprach ſie leiſe: „Sie finden ſie noch am Leben, allein es geht zu Ende.“

Dabei reichte ſie ihm die kräftige Hand.

Ihr Körper ſchien noch ein wenig eckiger geworden zu ſein, auch war ihrem Geſicht etwas vom Reiz der frühen Jugend verloren gegangen, aber ihre Augen leuchteten mutiger und heller denn je, und trotzdem der Flur dunkel war, ſchimmerte das reiche, hellblonde Zopfwerk ihres Haares.

Sie nahm ihm Hut und Taſche ab und brachte beides beiſeite. Offenbar hatte ſie ganz das Regiment in Eliſens Räumen übernommen.

Dann hieß ſie ihn, Wort und Schritt noch mehr dämpfend, eintreten, indem ſie ihm zuflüſterte, ſie habe Eliſe von der Möglichkeit ſeines Kommens verſtändigt. Sie ſelbſt öffnete ihm die Tür.

Am Fenſter vorn ſtand ein Lehnſtuhl, in welchen

Kissen getürmt waren. Auf dem Tische hatten eine Spirituslampe und allerlei Arzneizeug Platz gefunden.

Die Berta ging zum Stuhl, drehte sich um und winkte Schweigen. Die Kranke schlief.

Magnus wunderte sich, sie außer Bett zu finden, aber die Berta flüsterte: „Sie kann schon lange nicht mehr liegen, sie findet den Atem nicht."

Magnus setzte sich ans Fenster. So konnte er die Schwester betrachten.

Und so betrachtete die Berta ihn. Er war älter geworden, dachte sie; aber es kam ihr vor, als seien sie gar nicht getrennt gewesen. Es tat ihr wohl, ihn so vor sich zu sehen. Es war ihr, als sei gar keine Zeit seit ihrer vertrauten Freundschaft vergangen. Als ihr in Erinnerung trat, daß er verheiratet war, blieb ihr die Gestalt derjenigen, die zwischen ihnen beiden stand, ganz fern. Sie fühlte nur, daß der da vor ihr noch immer derselbe sein müsse, vor dem sie einst eine große Achtung gehegt.

Aber Magnus sah nur die Schwester an.

Ihre Lider verdeckten die Augen. Sie zuckten, während Elise mühsam atmete. Die Stirn fuhr manchmal über der Nase blitzartig zusammen; Elisens Schlaf war so unruhig wie ihr Atem schwer. Gesicht und Hände hatten eine gelbe, faltige Haut. Jenes war in der Krankheit klein und mager geworden, aber wie Kohlenstriche lagen die schwarzen Brauen und die Haare der Oberlippe darauf. Auch

das Haupthaar war noch ſchwarz, aber dünn und hart an den Kopf gekämmt.

Jetzt regte ſich die Kranke. Dann öffnete ſie die Augen und ſah wirr nach dem Fenſter.

„Jungfer Im Ebnet," ſprach die Berta, die auf der Wacht war, ſie an.

Da fiel Eliſens Blick auf den Bruder. Sie ſchluckte, zog die Hand über die Stuhllehne und ſperrte die Augen groß auf.

Er ſpürte, wie ihre Gedanken einen langen Weg machten, um zu ihm zu kommen.

„So," ſagte ſie. Vielleicht meinte ſie viel damit. Es blieb lange das einzige Wort. Aber die ſtrenge Oberlippe legte ſich nun ſo feſt mit der unteren zuſammen, daß ſie ein hohles Schälchen bildete.

„Wie geht es dir?" fragte Magnus.

Sie ſaßen ſteif und fremd einander gegenüber.

Aber Magnus hätte gern der Kranken Hand genommen, ihn hinderte nur das alte Widerſtreben, mehr von ihr zu fordern, als ſie ihm zubilligte.

Die Berta bedeutete ihm, daß ſie nach oben gehen wolle, und entfernte ſich.

Es war furchtbar ſtill, als ſie hinaus war. Nur der heftige, ruckweiſe Atem Eliſens durchbrach das Schweigen.

„Ich ſterbe," ſprach ſie dann.

Magnus machte eine Bewegung, wie um ihr zu widerſprechen.

„Ja, ja, ich ſterbe," beharrte ſie in eigenwilligem Ton. Dann drehte ſie den Kopf, konnte aber nicht über die Kiſſen hinausſehen. „Iſt ſie hinaus?" fragte ſie.

Magnus nickte. Er ſtand auf. Vielleicht, ſo meinte er, müßte er ihr etwas helfen, aber ſie wies ihn unwirſch auf ſeinen Stuhl zurück.

„Deine Frau iſt dir durchgegangen," fuhr ſie fort. „Du biſt jetzt wieder allein."

Vielleicht war es eine Frage, vielleicht auch nur eine ihr zur Genugtuung gereichende Feſtſtellung.

Dennoch bewegte ihr Reden Magnus ſeltſam und löſte in ſeinem Innern eine Weichheit aus.

„Wir ſind jetzt wieder beide allein," ſetzte ſie das merkwürdige Geſpräch weiter, zu dem ſie allein die Sätze wie trockene, hölzerne Grenzpflöcke hinpflanzte.

„Wie vorher."

„Wir ſind lange und viel allein geweſen."

Magnus ſenkte den Kopf. Das traf ihn wie Vorwurf. Er war ſchuld an ihrer Einſamkeit. Er hatte es nie ſo wie jetzt empfunden, daß ſie ſie fühlte. Eine faſtſchauerliche Gier nach etwas, was ihr lebenslang verſagt geblieben war, ſprach jetzt aus ihr.

„Und doch haben wir einander nichts gegeben," ſprach ſie weiter.

Sie rechnete wohl mit ſich ſelber ſo gut wie mit ihm ab; aber über ihre Züge zuckten Groll, Haß, Bitterkeit wie Blitze, die einander folgen.

Auf einmal ſchien ſie zu erſchrecken. Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Halſe. Einer ihrer Erſtickungsanfälle befiel ſie.

Magnus trat zu ihr.

Sie winkte nach dem Fenſter, und er verſtand, daß er es öffnen ſollte. Er riß beide Flügel auf und trat zu ihr zurück.

Sie rang nach Luft. Ihr ganzer Körper wurde von einem Keuchen erſchüttert.

Magnus nahm Eliſens Hand in ſeine Rechte und ſtützte mit der Linken ihren Rücken. Da fühlte er, wie ihre ſchweißkalten Finger die ſeinen umſchloſſen. Sie klammerten ſich an ihn. Eine lange Weile dauerte der Kampf. Endlich verebbte das Pfeifen und Stoßen des Atems. Endlich ließ die Steifheit des erſtarrten Körpers nach. Auch die Züge milderten ſich ein wenig und wurden ruhig.

Nun ſchaute die Eliſe wieder geradeaus. Die Hand des Magnus hielt ſie noch immer.

„Sitzen," ſagte ſie, aber ſie ließ ihn nicht los.

Mit dem Fuß zog er ſeinen Stuhl zu ſich her und ließ ſich nieder.

Eliſe ſuchte ſeine Augen. Sie dachte an den Anfall, der eben vorübergegangen war. Sie wurde wohl daran erinnert, daß ſie das nicht noch manchmal aushalten werde. Oder war es ein Gedanke an das Geſpräch von vorhin: Wir haben einander nichts gegeben. Ihr Blick war dunkel. Es konnte viel darin liegen. Und immer hielt ſie die Hand Magnus' feſt.

Er ſah alles wie ſie: Daß es mit ihr zu Ende ging. Die Verlaſſenheit, in welcher ſie beide auf der Welt ſtanden. Wie ſie zuſammengehört hätten und einander nicht finden konnten. Und er dachte an ſeine Jugend, ſeine Tat und ſeine Schuld an der Schweſter. Ihr Leid und ihre Liebe, ihre Reue und ihre Ahnung des nahen großen Abſchieds, alles ſtrömte aus ihren Seelen in den langen Blick, den ſie aufeinander gerichtet hielten.

Plötzlich ſank dem alten Mädchen der häßliche Kopf auf die Bruſt.

„Bruder!“ ſchluchzte ſie.

Es arbeitete in Magnus' Zügen. Auch ihm kamen Tränen, nur waren ſie ruhiger, beherrſchter.

Die Hände verbunden und doch noch immer einander fern, unfähig, die Herbheit einerſeits und die Scheu andererſeits völlig abzuſtreifen, ſaßen ſie und weinten über das, was in ihrem Leben nicht mehr gutzumachen war.

Die blonde Berta, als ſie ſpäter wiederkam, fand ſie gefaßter, in einem ſpärlichen Geſpräch begriffen.

Eliſe redete von ihren Habſeligkeiten: „Ich laſſe alles dir, Bruder. Wem ſollte ich es ſonſt laſſen?“

Es tönte nicht gütig; das Bedauern, daß ſie es niemand ſonſt laſſen konnte, klang unverhüllt hindurch.

Gegen die Nacht hin wurde der Zuſtand der Kranken ſchlimmer, die Erſtickungsanfälle folgten ſich raſch. Die Gemeindeſchreiberin kam nach ihr

ſehen und nickte Magnus dabei nur zu, als ob er der Stuhl ſei, auf dem er ſaß. Schultheß dagegen, der auch ſich erkundigen kam, gab ihm die Hand und war freundſchaftlich, faſt unterwürfig; er dachte an das Geld, das Im Ebnet hatte und noch bekam.

Die Berta blieb bei Eliſe, da der herbeigerufene Arzt beſtätigte, daß das Ende nicht fern ſei. Sie und Magnus ſahen das mühſame Ringen und die letzten Augenblicke mit an und taten, was ſie konnten. Der Kampf war lang, ſchwer und laut. Dann ging er vorüber und machte einer großen Stille Platz. Die Eliſe Im Ebnet war tot.

Magnus drückte die Lider mit den ſchwarzen Wimpern zu. Dann legten ſie ſie, die ſo lange nicht mehr hatte liegen können, zu Bett. Die Berta band ihr eine weiße Haube um, und nun lag ſie in den Kiſſen mit einem kleinen, wachsgelben Geſicht. Die Züge waren ſpitz, ſchmal ſaßen die Lippen aufeinander, aber es war doch, als hätte ſie ſie mit einem Seufzer der Erlöſung geſchloſſen.

Am Ende gab es für die zwei Pfleger nichts mehr zu tun. Sie ſpürten die lautloſe Stille der Nacht und der Stube. Sie ſtanden am Bett und ſahen die herbe, ſchweigſame Tote an. Die Lampe gab wenig Licht. Vor den Fenſtern war eine grauſame und undurchdringliche Dunkelheit. Ein paar langſame Regentropfen fielen, oder

dann ließ eine Dachtraufe ihr lang unterbrochenes Tack—tack hören.

Das war der einzige Laut, den die Nacht hatte.

„Sie müssen sich jetzt niederlegen," sagte Magnus leise zu Berta.

Sie sprach ein paar schickliche Worte des Beileids und gab ihm die Hand. Dann ging sie.

Sie hatten aber beide das Gefühl, daß sie lieber den Rest der Nacht beieinander gesessen hätten und daß ohne Worte die Zeit ihnen nicht lang geworden, sondern wie etwa eine tröstliche Andacht gewesen wäre.

Am anderen Tage erledigte Magnus die Pflichten, die ihm der Todesfall auferlegte. Die Berta sah er nur flüchtig. Es gingen mehr andere Leute an ihm vorbei, und er konnte wieder zwischen denen von Gerikon Spießruten laufen.

Am zweiten Tage schritt er neben dem Gemeindeschreiber hinter dem Sarge der Schwester. Die von Gerikon gafften. Einige grüßten. Zwei, drei, die wußten, wie hablich er war, richteten nach der Gräbt sogar ein paar Worte an ihn. Andere wieder drehten sich ab, wenn er sie ansah; die waren noch immer viel besser als er.

Er ging nach Hause, von Schultheß geleitet, der redend und erzählend ihn zu keiner Selbstbesinnung kommen ließ. Aber in der Wohnung der Schwester blieb er eine Weile sich selbst überlassen. Da kamen die Gedanken und sprachen mit ihm.

Die erſten waren bei der Toten. Er meinte in jeder Stube, die er betrat, die Schweſter antreffen zu müſſen. Es tat ihm weh, daß ſie nicht mehr da war, und doch empfand er es wie eine Wohltat, daß das Leben der Enttäuſchung, das ſie geführt, nicht mehr dauerte.

Andere Gedanken gingen hinaus, weit hinaus: Wo war Lukretia? Wenn ſie jetzt heimkäme, jetzt gerade, da er fort war?! Es befiel ihn eine Unruhe.

Und wieder andere Gedanken galten der Berta. Er ſpürte erſt jetzt, was ſie der kranken Schweſter alles getan hatte und geweſen war. Erſt jetzt kam ihm eigentlich zum Bewußtſein, welch eine ruhige, kluge und furchtloſe Pflegerin ſie geweſen war. Und der Wert ihrer Perſönlichkeit wurde ihm deutlicher als je. Die Unruhe in ihm ließ nach. Hätte er hierbleiben können! Es müßte etwas Großes ſein, nur die Augen und das Herz an dem hellen und ſtarken Mädchen zu weiden.

Dann galt es, weitere Pflichten zu erfüllen. Er mußte ſich klar werden, was mit Eliſens Hinterlaſſenſchaft zu geſchehen habe. Er ſprach mit dem Gemeindeſchreiber, beſtimmte die Verwendung der Einrichtung für Wohltätigkeitszwecke, ließ Bargeld, das da war, Armen zuweiſen. Für das Ladengeſchäft der Verſtorbenen war ein Käufer da, mit dem verhandelt werden mußte. Magnus ſelbſt kamen Wertpapiere zu, die ſeinen Beſitz

weſentlich vergrößerten. Er packte ſie ohne Freude zuſammen, dachte nur, wie er ihr Erträgnis dem und jenem in Altingen, der es not hatte, zuwenden wolle.

Die Berta half ihm am dritten Tage beim Ordnen einiger Dinge, die er mitzunehmen gedachte. Sie waren wieder in der Wohnſtube beiſammen, und der Tag ſchien zu ihnen herein, der blaue Tag, der Licht und Wärme gab. Als das für die Wiederabreiſe Nötige beſorgt war, ſetzten ſie ſich. Es war die erſte Stunde, in der ihre Gedanken nicht auf anderes abgelenkt wurden, ſondern ſie Muße fanden, ſich mit ſich ſelber zu beſchäftigen. Sie konnten nicht in der Geſchäftigkeit des Einpackens gleich Abſchied nehmen, ſondern fühlten jedes, daß ſie außer über die Tote noch über nichts geſprochen hatten, was ihr Inneres bewegte. Dort ſtand noch der Lehnſtuhl, in welchem die Eliſe geſtorben war. Sie aber ſaßen dicht am Fenſter, und Bertas Haar bekam von der Sonne eine wunderſame Heiterkeit.

„Jetzt werden wir uns lange nicht mehr ſehen, vielleicht nie mehr," begann das Mädchen das Geſpräch. Sie war immer diejenige, die zuerſt das Schweigen überwinden mußte.

„Glauben Sie?" fragte Magnus.

Sie erwiderte: „Sie kommen doch wohl nicht mehr nach Gerikon."

„Führt Sie der Weg nicht einmal an meinem

kleinen Gute vorbei?" fragte er. „Die Straße ist viel begangen."

Sie antwortete: „Das wird nicht so leicht geschehen. Ich bin hier festgewachsen, habe jetzt so meine Arbeit, Sie wissen, ich helfe in der Schule, erteile den Kindern Handarbeitsunterricht, unterstütze auch den Pfarrer bei der Armenpflege."

„Sie denken immer noch wie früher zuerst an andere, nicht an sich. — Werden — Sie sich denn nicht verheiraten?"

Der aufrichtige Wunsch, sie glücklich zu sehen, ließ ihn so fragen. So wenig hatte er selbst je eine Hoffnung auf sie in sich getragen oder aufkommen lassen, daß er sich wunderte, warum sie noch immer allein war.

Sie schaute ein wenig zur Seite, erhob aber dann die Augen zu ihm. „Ich habe mich nicht entschließen können," gab sie ihm ohne Verlegenheit noch Ziererei Bescheid. „Gelegenheit hatte ich wohl, aber — ich bin vielleicht zu anspruchsvoll. Ich konnte keinem ja sagen, obschon mir eine sorgenfreie Zukunft geboten war."

Ihm wurde warm, denn in ihren Augen war ein so merkwürdiger Ausdruck, als wollte sie etwa sagen: Ich habe dir keine Mitteilung gemacht, und du wirst doch nicht glauben, daß ich das hinter deinem Rücken täte.

„Der Rechte wird vielleicht noch kommen," sagte er, nur um etwas zu sagen.

Sie zuckte die Schulter und ſchaute vor ſich nieder.

Beide ſchwiegen.

Was war das nun ſo befremdlich! Es drängte ſie etwas, als ſollten ſie ſich die Hände geben. Ihre Herzen klopften ſo laut, daß ſie es beinahe hören konnten.

Das Schweigen machte ſie ängſtlich.

Berta wechſelte auf einmal das Geſpräch. „Sie haben — nichts mehr von Ihrer Frau gehört?“ fragte ſie.

„Nichts,“ antwortete er.

Die Frage brachte ſogleich alle ſeine Sinne zu Lukretia zurück. Das Heimweh nach ihr erwachte wieder. Er erzählte eifrig:

„Ich weiß nicht, wie das kommt, aber ich habe die Gewißheit in mir, daß ſie in nicht langer Zeit zurückkommen wird.“

Und nun löſte ſich ſeine Befangenheit in dem weiten, argloſen Vertrauen, das er Berta gegenüber ſtets empfand. Er ſprach ſchnell weiter:

„Ich habe Ihnen noch nicht ſo recht geſchildert, wie die kleine Taube war.“

Er zeichnete hierauf Lukretias Bildnis mit all ihrer Leichtfertigkeit und ihrer Kindiſchheit, ihrer Verderbtheit und ihrer Zutraulichkeit. Er ſagte ihr, wie nichts an jener verwunderlich ſei, wenn man ihre Herkunft, ihre heiße, weltſüchtige Art nicht vergeſſe. Und indem er ihr ſchilderte, wie er

fürchte, daß sie in der Welt eine gar schlimme Zeit haben werde und hoffe, sie zu trösten, wenn sie zerschlagen zurückkehre, zeigte er, wie sehr seine Liebe zu dem fahrenden Mädchen aus dem Mitleid geboren und aus dem Trieb entsprungen war, für etwas sorgen, etwas betreuen zu können. Ohne es zu wissen, führte er der Schätzung, die Berta für ihn empfand, neue Nahrung zu.

Als ihr Gespräch endete, reichte ihm das Mädchen die Hand: „Ich wünsche Ihnen recht viel Gutes, Herr Im Ebnet."

Er gab ihr den Händedruck zurück und war fast erstaunt, daß die ihre nicht losließ. Sie aber ging, noch immer seine Finger umspannt haltend, bis an die Tür mit ihm, sagte: „Leben Sie wohl!" und trat hinaus.

Er stand ganz benommen hinter der Tür.

Bald nachher verließ er Gerikon.

Fünfzehntes Kapitel

Nun ſaß Magnus Im Ebnet wieder auf ſeinem kleinen Gute. Der Beſuch in Gerikon, der Tod der Schweſter — wie weit lag das ſchon zurück! Die Arbeit des Alltags half wieder über Trauer und Heimweh Brücken ſchlagen. Aber ganz ſchwiegen dieſe nicht, ſondern wogten unter den Brücken wie ein Strom, der bald hoch und ſtürmiſch, bald ſtiller fließt. Die Trauer und das Heimweh galten der entflohenen Lukretia ſowohl wie der Schweſter, die ihr einſames Leben beſchloſſen hatte. Und manchmal zogen ſie auch zu einer dritten, und waren dann mehr ein Bedauern, daß ſie ſo weit entfernt war, deren heitere Kraft wohlgetan hätte.

In Altingen wurden der Läſterer und Hoheroß-leute immer weniger. Es war erſtaunlich, welch ein Verkehr auf einmal zwiſchen dem Gut zum Bächli und dem Dorf beſtand. Da liefen die Kinder in ihren Freiſtunden dem Im Ebnet unter die Werkſtattür oder in den Garten nach. Sie ſtanden manchmal in ganzen Grüpplein beiſammen und ſchauten dem arbeitſamen Mann zu, wie er Schnitz-meſſer oder Hobel, Schaufel oder Hacke handhabte.

Sie warteten geduldig, bis er etwa aufſchaute und ſie anſprach; denn daß er für jedes von ihnen von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort hatte, wußten ſie ſicher und gingen auch nie fort, ohne daß er ihnen etwa einen Apfel oder ſonſt etwas Leckeres zugeſteckt oder ihnen ein Vogelneſt, das Treiben eines Ameiſenhaufens, eine eigene Arbeit oder ſonſt irgendeine kleine Merkwürdigkeit gezeigt hatte. Der Hansli Tobler und ſein Schweſterchen waren in der Freundſchaft ſchon ſo weit, daß ſie manchmal an Magnus' Tiſch eſſen durften. Er bereitete wunderbare Suppen und Breie und ſparte an dieſen mit Zucker nicht, wenn er Leckermäuler zu Gaſte hatte. Heute ſtand ein Mädchen mit verweinten Augen vor ihm und erzählte nach anfänglichem Widerſtreben, daß die Mutter krank liege und der Vater ſchimpfe, weil das Geld nirgends hinreiche. Morgen war der Mann vom Bächli zu Beſuch bei den Bedrängten und ließ beim Wiederweggang eine kleine Summe zurück, die für ein paar Wochen über die Sorgen half. Dieſen Tag kam ein Schuldenbauer und klagte, daß ihm eine Gült aufgekündet ſei und er das Geld nicht zu finden vermöge, und weil Magnus ihn als ehrlich kannte, übernahm er die Schuldſchrift.

Aber nicht nur um Geld kamen die von Altingen. Sonſt würden des einſamen Mannes Mittel nicht ausgereicht haben. Erſtaunlicher war, daß ſie um Rat kamen. Das Vertrauen iſt ein

ſeltſames Pflänzlein, oft will und will es nicht wachſen, oft wird es ein Baum und treibt, als ob der Boden Zauberkraft hätte. Die Altinger behaupteten eines Tages, keiner verſtehe das Gartengemüſe ſo gut wie Magnus Im Ebnet. Die Altinger behaupteten eines zweiten Tages, keines Schreiners Arbeit halte ſo feſt wie die, die Im Ebnet geleimt hatte. Er wurde vom Schnitzer zum Tiſchler, vom Zeitvertreibarbeiter zum eigentlichen Handwerksmann. Die Zahl ſeiner Kunden nahm immer zu; denn was er ſchaffte, war billig, und wer eine Arbeit abholte, bekam ein Wort oder einen Gruß oder ein leiſes Lachen mit auf den Weg, daß davon eine Wärme im Herzen zurückblieb.

Wie manchen Abend ſaß doch der weißhaarige Pfarrer bei dem hageren Im Ebnet.

„Mit Euch kann man reden," ſagte er zu ihm, und ſie ſprachen, geruhſam die Arme auf den Tiſch gelegt, der eine an dieſem, der andere an jenem Ende ſitzend, von den Leuten im Dorf, nicht wie alte und junge Ratſchweiber, ſondern wie zwei Seelſorger und Seelenkundige, warum es in der Ehe des Hanſen nicht ging und warum des Fritzen junge, heiße Tochter nicht ehrbar bleiben konnte. Aber der Pfarrer war mehr der Anreger des Geſprächs, der, der fragte oder werweißte, und Magnus Im Ebnet war der, der es beſann und langſam, langſam aus ſich ſelbſt heraus Erklärungen holte. Etwa, daß Ehen die großen Geduldprüfungen

des Lebens und Segen erſt dann ſeien, wenn zwei Menſchen ſich der Welt entwöhnt hätten. Oder daß junge Liebe das Gewächs ſei, das am meiſten Hüterſchaft brauche, damit es nicht wuchern könne oder vom böſen Wurmzeug der fleiſchlichen Triebe zerfreſſen werde.

Wenn aber der Pfarrer manchmal einen roten Kopf bekam und wider den wachſenden Unglauben, die Weltſucht und die Unaufrichtigkeit der Menſchen polterte, war es Magnus, der ruhig blieb und nicht gelten laſſen wollte, daß das anders und ſchlimmer ſei als früher, daß vielmehr Menſch der Name für alle Unvollkommenheit ſei und immer geweſen ſei. Der Grund aller Herzen ſei gut, aber jeder Tag ſtreue Böſes hinein, und es bleibe ein Wunder, wenn das Gute nicht erſticke. Wunder geſchehen aber noch; denn es werde mancher gut aus Übermaß des Leidens oder Macht der Freude, aus plötzlichem Schreck vor der eigenen Verworfenheit oder durch Erkenntnis des Heiligen und Höchſten, finde er es nun in einem Gott, einem Erlöſer oder nur in den unergründlichen Geheimniſſen der waltenden Natur.

Sie ſprachen aber auch von Magnus' eigenen Schickſalen. Dieſer kam gern auf die Schuld, die er nicht von ſich zu löſen vermochte, weil der nicht mehr lebte, an dem er hätte gutmachen können, und auf die Freude, daß er die Welt noch ſchauen durfte, obgleich er zu Recht hätte aus

ihr ausgeſchloſſen bleiben können. Dann redeten ſie von Lukretia.

Während aber bei den ſonſtigen Geſprächen Magnus Im Ebnets Züge ihre große Ruhe bewahrten und er friedlich in ſeinem Stuhle ſaß, überfiel ihn beim Gedanken an die kleine Taube ein zitternd ausſpürendes Weſen, als hätte er unendlich mühſam und lange ein Verlangen zurückgehalten und könne nun kaum mehr ſich beherrſchen, daß er nicht verzweifelt die Arme nach der Unerreichbaren ausſtreckte. In ſeinem Blick loderte ganz verborgen etwas von dem Fieber, das während der viele Jahre langen Haft in ſeinen Augen geweſen war, Hoffnung und Hunger zugleich, daß etwas ſich ändern möchte. Und immer ſprach er: „Ich weiß, daß ſie wiederkommt.“

Der Weißkopf ihm gegenüber aber ſchüttelte das bleiche, lange Haar und erwiderte: „Macht Euch nichts vor, Im Ebnet. So etwas taucht im Getriebe unter. Wenn nicht ein beſonderer Zufall eine Wendung bringt, ſo geht es mit dergleichen Leuten in alle Tiefen hinab.“

Und doch war es Magnus, der recht behielt.

Novembertage kamen einmal. Es ſtürmte und regnete, die gelben Matten dampften vor Feuchtigkeit. An den Abenden brachen Nebel ins Hochtal und ſetzten ſich wie rieſige Geſpenſter an den Hügeln und über Sumpftümpeln feſt. Dabei wuchs die Kälte. Der Regen verwandelte ſich in Schnee,

der zuerſt keinen Boden fand, in Tauſenden von Flocken zerging, dann als ſulzige Maſſe in den Straßen lag und endlich doch die Näſſe beſiegte und in einer Nacht und einem Tag fußhoch ſich über das Land hin breitete. Dann brach die Sonne hervor. Sie leckte an Im Ebnets Dach. Der Schnee zerging. Die Traufe tropfte. Auf der Straße zogen die Wagen tiefe Gleiſe, die raſch zu Waſſerbächen wurden. Die Schuhe der Wanderer ſtampften tiefe Spuren, und als die Sonne ſich wieder unter Nebeln verlor, war die Straße ein Moraſt, und wer des Weges kam, der ſchritt mühſam aus; denn Schnee und Kot hingen ſich ihm wie Gewichte an die Schuhe.

Es war ſchon nahe an Dämmerung, als an dem einen Ende, wo die Straße vom Tal herauf die Hochebene erklomm, noch einmal ein menſchliches Weſen auftauchte. Hätte einer von ferne zugeſehen, wieviel Zeit es brauchte, ehe ein Federhut und dann ein Kopf und dann Schultern und endlich ein junges Weibsbild ſich bis zur vollen Sichtbarkeit auf die Straßenhöhe heraufgearbeitet hatten, er würde ſich gewundert haben, was der Ankommenden ſei. Bei näherem Zuſehen jedoch wäre ſein Staunen noch mehr gewachſen. Die Feder auf dem Hute war geknickt, dieſer ſelbſt ſah aus, als hätte er im Staube vieler Stubenecken gelegen. Ein dünnes Fähnlein von einem neumodiſchen, aber vielgetragenen, vernachläſſigten Kleide hing

an abgemagerten Gliedern. Die Füße ſtaken in Halbſchuhen, die krummgetreten und durch die Näſſe der Straße aufgeweicht waren. In den ſchmalen, blauweiß ſchimmernden Händen trug die Perſon eine alte Handtaſche und einen Schirm, der einſt beſſere Tage geſehen hatte, jetzt aber eine der Spannſtangen wie einen gebrochenen Flügel hängen ließ. Das war nicht viel Gepäck, aber die Lukretia Im Ebnet ſchleppte es mit Mühe und Seufzen. Es zog ihr die eine Schulter tief herunter, als ſollte es den müden Körper auseinanderreißen. Die Erſchöpfung und Unluſt, die im Gange der Wandernden lag, war auch im Geſicht ausgeprägt. Einſt war es hübſch geweſen. Jetzt hatte es eine gelbe Farbe, am Munde ſaß ein Zug von faſt an Bosheit ſtreifender Gleichgültigkeit und Weltverachtung. Schatten umgaben die Augen. Im Blicke lag es wie Fieber oder Rauſch. Allmählich aber löſte dieſen Ausdruck eine große, in der Ferne ſuchende Spannung ab. Die Lukretia ſtrebte dem Bächligut zu.

Plötzlich taumelte und patſchte ſie in dem Gepflütſche der Straße einmal her und einmal hin. Sie wußte jetzt nicht, ſollte ſie weitergehen. So hatte ſie beim Antritt der Reiſe hundertmal gezögert, ſo war ſie unterwegs dutzende Male ſtehengeblieben.

Dann ſchlenderte ſie herum, eher gewillt, umzukehren, als dem Ziel vollends zuzuſteuern.

Sie ſah jetzt das einſame Haus deutlich vor ſich. Endlich ſtieß ein dumpfer Trieb ſie wieder vorwärts. Sie wußte, daß es ſonſt zu ſpät wurde, daß die Kräfte nicht mehr ausreichten, weder zu einem zweiten Anlauf noch zu einer Rückkehr.

Lukretia fror. Innerlich vielleicht noch mehr als äußerlich, obwohl ihre Füße durchnäßt waren und ihr Kleid kaum ihrem Körper Schutz bot. Jeſus, wie ſie fror! Die Zähne ſchlugen ihr aufeinander. Was würde er ſagen? Was würde er ſagen? Die Kälte und Näſſe waren groß, aber die Angſt und die Müdigkeit und die Verzweiflung waren größer; die drei ſchüttelten ſie, daß die Glieder klapperten.

Wieder ein Wegſtück. Und wieder eins. Drüben zweigte der Fußpfad nach Altingen ab.

Lukretia hielt noch einmal an. Da konnte ſie hinüberfliehen, wenn jetzt Magnus etwa in der Tür auftauchte und herüberſah.

Aber am Bächlihaus blieben Tür und Fenſter zu. Es kam niemand. Auch niemand, der etwa die letzte Wegſtrecke durch einen Ruf oder einen Gruß erleichtert hätte. Und doch rührte ſich in Lukretia plötzlich ein leiſer Gedanke an eine Möglichkeit. Vielleicht würde doch jemand ſagen: „Willkommen!“ Es packte ſie ſo, daß ein Schluchzen in ihr aufſtieg.

Damit es ſie nicht wieder reue, ſchleppte ſie ſich jetzt raſcher vorwärts und patſchte mit einer

Art Störrigkeit, die weder nach rechts noch nach links ſchaute, dem Hauſe zu. Jetzt kam ſie an den Gartenzaun, ſah die Bank unterm Obſtbaum, hörte ein Klopfen im Hauſe und wußte, daß Magnus daheim war. Noch einmal wollte die Furcht ſie überfallen, aber obgleich ihr der Herzſchlag ſtockte, riß ſie das Gartentörlein auf und taumelte der Haustür zu.

Vielleicht hatte Im Ebnet das Kreiſchen des Türleins gehört; lauſchte er doch, ohne es zu wiſſen, immer nach Schritten, die er längſt erwartete. Er öffnete die Haustür von innen eben, als Lukretia die Hand auf die Klinke legte.

Sie ſtanden und ſchauten einander an, er hager, aber ſehnig im grauen, zertragenen, aber ſauberen Anzug, ſie zerlumpt, fahrig, die Augen geſenkt und die Glieder ſo ſchlaff wie die Fetzen ihres Kleides.

„Du?“ ſagte Magnus. Er faßte nach ihrer einen Hand und dann nach der anderen, und ſo zog er ſie über die Schwelle. Er ließ ſie nicht los. Er zog ſie in die Stube.

Er nahm ihr den Schirm und die Handtaſche ab und löſte ihr den Lotterhut vom Kopf.

Magnus ſprach derweilen allerlei vor ſich hin: „Aber! Aber! Wie du ausſiehſt, kleine Taube! Was mußt du ausgeſtanden haben!“

Er holte einen Stuhl. „Setze dich! Du mußt etwas eſſen,“ ſagte er. Damit drückte er die noch immer Schweigende in den Seſſel.

Aber ſie fiel ihm unter den Händen durch und glitt lautlos zu Boden. Sie würde den Kopf aufgeſchlagen haben, wenn er nicht raſch zugegriffen hätte. Er ſah, wie ſie aller Kraft bar war. Darum nahm er ſie auf. Es wurde ihm ganz eigen, ganz ſchwach zumute, als er ſpürte, wie leicht ſie war.

Er trug ſie in die Schlafkammer hinauf. Er ſah ihre zerfallenden Schuhe, ihre klatſchnaſſen Strümpfe.

„Mein Gott!“ ſagte er.

Er riß ihr lange unbenutztes Bett auf und legte ſie hinein. Als er ſie entkleidete, bemerkte er, daß ihr abgemagerter Körper an vielen Stellen die blutunterlaufenen Spuren von Schlägen trug. Seine Hände zitterten vor Mitleid, während er ſie beſorgte.

Dann lief er nach einer Stärkung. Als er mit warmer Suppe wiederkam, lag ſie mit weit aufgeſchlagenen Augen. Die waren allein noch von der Lukretia von einſt geblieben, grau und groß, größer noch als ehemals. Ohne daß ſie den Kopf gewendet hätte, richteten dieſe Augen jetzt den Blick auf ihn. Was wirſt du mit mir tun? fragten ſie. Dazu zuckte der Mund wie der eines Kindes, das ſich zum Weinen anſchickt.

Magnus reichte ihr die Suppe. Sie nahm ſie, und da er ihr den Löffel in die Hand gab, aß ſie geduldig und gehorſam. Sie dankte ihm auch, aber kaum hörbar.

Er nahm ihr dann den Teller wieder ab und ſtellte ihn beiſeite. Sie ſchien erquickt und ſtreckte die Hand nach ihm aus.

Schon ſaß er auf dem Bett.

Sie rückte an ihn heran. Er fühlte, wie ſie fror.

„Armes, kleines Ding," ſagte er.

Sie weinte.

„Schicke mich nicht fort," bat ſie, während ihr die Tränen über das von Not und Sünde entſtellte Geſicht liefen.

„Wie ſollte ich!" antwortete er und nahm ſie ganz in die Arme.

So ſaßen ſie. Die Nacht kam über ſie. Sie merkten es nicht. Sie ſaßen im Dunkeln, dicht aneinander geſchmiegt.

Lukretia erzählte. Sie tat es nicht in zuſammenhängenden Sätzen, ſondern ſie brauchte Stunden zu einer Beichte, die eigentlich nicht viele Worte hatte. Dinge wurden darin laut wie: „Ich mußte fort damals. Ich konnte nicht über mich ſelber Meiſter werden. Ich mußte wiſſen, wie es draußen war, denn ich war noch nicht gemacht für die Stille hier und für einen Menſchen wie du. Ich war ſo neugierig, ich wollte noch einmal einen finden wie — wie den Paul. Und dann ſind es viele geworden und — und ſie haben mich geſchlagen und hungern laſſen und verhöhnt und verſtoßen und ſchlecht gemacht, immer ſchlechter, bis — bis ich vor mir ſelber geſchaudert habe. Jetzt

bin ich wiedergekommen. Schicke mich nicht fort! Ich habe niemand als dich. Ich werde dir nicht mehr lange zur Laſt fallen. Ich möchte nur ſtill ſein, nichts mehr wiſſen von all dem, was ſie mir getan haben."

Sie kroch in ihn hinein. Sie bettelte mit der Gebärde des Anklammerns faſt mehr als mit Worten.

„Still, ſtill," tröſtete er. „Natürlich wirſt du hier bleiben. Ich habe gewußt, daß du kommen wirſt."

Ein Gefühl des Geborgenſeins kam allmählich über ſie wie damals, als ſie aus ihrer erſten Not zu ihm geflohen war. Aber es war noch anders jetzt. Damals hatte ſie ihm ihre Jugend und ihre Schönheit mitgebracht. Jetzt beſaß ſie wohl jene noch, aber ſie war gebrochen und dieſe verloren, ſie war ärmer, als ſie geweſen war; und ſie wußte, daß ſie es war.

Magnus ſtaunte nicht. Er hatte längſt gewußt, was ſie fortgetrieben hatte. Er verwunderte ſich auch nicht über das, was ihr geſchehen war. Er hatte ſich das alles ſo gedacht. Daß ſie von Stufe zu Stufe gehe, daß kein Gedanke an ihn ſie halten werde. Und doch erſchrak er, als ſie ihn jetzt bat: „Gib mir zu trinken, irgend etwas, was mich betäubt. Ich kann nicht mehr ſein ohne das. Ich — ich — oh, wie ich mich ſchäme!"

Sie verbarg ihr Geſicht, während ſie ſo bettelte.

Er gab ihr nicht, was sie verlangte. Aber er hielt sie fest, bis das Zucken ihrer Glieder und ihr Stammeln aufhörte und sie, vom Schlaf der Erschöpfung übermannt, auf die Kissen sank.

Lange saß er an ihrem Lager und bewachte ihren Schlummer.

Sie warf sich von einer Seite auf die andere und sprach im Schlafe und schrie manchmal auf. Aber sie erwachte nicht.

Da tat er noch, was ihm im Haus zu tun blieb, und legte sich dann zu Bett. Zum erstenmal hörte er drüben seines jungen Weibes Atemzüge wieder. Mit über der Brust gefalteten Händen, den eigenen Atem zurückdrängend, lauschte er. Und dann kam jenes Glücksgefühl wieder über ihn, das vielleicht in seiner Seele das mächtigste war, daß er nicht mehr allein war, daß er wieder etwas zu sorgen hatte.

Sechzehntes Kapitel

Der Winter, deſſen erſten im Waſſer zuſammenſinkenden Schnee Lukretia mit Füßen getreten hatte, blieb im Lande und machte ſich zum Herrn. Das Bächlein neben dem Hauſe fror zu. Eiszapfen hingen ſich ans Schindeldach, und an den Fenſtern wuchſen Froſtblumen. Viele Tage lang brauſte der Nordſturm und ſchlug den Schnee in Wolken über Straßen und Felder. Die Wetterſeite des Hauſes war weiß beſchlagen.

Die Kinder von Altingen kamen jetzt nicht, um Magnus bei der Arbeit zuzuſehen. Der Weg war zu ſchlecht. Es war ein Ereignis, wenn überhaupt ein Menſch über die hochverſchneite Straße mühſam irgendeinem Ziele zuſtrebte.

Aber Magnus fragte nicht nach dem, was draußen ging; er vergaß es ganz. Seine Stuben waren gerade hell genug, daß er kein Licht brauchte. Und ſie waren warm genug, daß die Inwohner das Heulen des Windes und der klirrende Froſt draußen nicht kümmern mußte.

Magnus Im Ebnet ſah nichts und dachte nichts, als was ſein Weib betraf.

Sie gewöhnte ſich langſam ein. Sie war ein wenig verloren und ſandte manchmal Blicke hinaus, von denen er nicht ſicher war, ob ſie nicht dem Gedanken abermaliger Flucht entſprangen. Sie griff im Hauſe nicht recht an, als ob ſie nicht mehr wüßte, welche Arbeit ihr zukäme oder ſich nicht getraute, das und jenes anzufaſſen. Er war es, der den Haushalt führte. Sie ſah ihm oft verſtaunt und benommen zu, wie er kochte und kehrte, die Betten machte und alles tat, was Frauenpflicht war. Sie ſelbſt lief ziellos im Hauſe umher, und wenn Magnus plötzlich hinter ihr erſchien, ſchrak ſie zuſammen, als ob ſie auf böſen Wegen ertappt würde und Schläge fürchtete. Sie war wie ein Kind. Wenn ſie nur glaubte, daß Unmut Magnus' Züge verdunkle, weinte ſie, und manchmal fragte ſie Dinge, wie törichte Kinder ſie fragen, weshalb der Schnee ſo weiß ſei oder ob man die Stille hören könne.

Magnus ließ ſie nicht ohne Aufſicht. Er ſuchte ihren wirren Sinn zu lenken und aus der Zerſtreutheit zu retten. Er legte ihr allmählich kleine Handreichungen auf und führte ſie ſo wieder in das ein, was ihr zu tun oblag.

„Jetzt kannſt du mir das helfen," war ſein zweites Wort. „Jetzt wollen wir noch das beſorgen," ſein anderes.

Eines Sonntags nahm er ſie an der Hand und führte ſie in die Kirche.

Sie widerſtrebte anfangs, aber als ſie ſah, daß er es ernſtlich wollte, gehorchte ſie und verbarg ſich an ſeinem Arm vor den Blicken der Neugierigen.

Eines ſpäteren Tages ertappte er ſie in der Küche, wie ſie eben eine Weinflaſche an die Lippen brachte. Er war mit einem Schritt an ihrer Seite und entwand ihr die Flaſche.

„Du weißt, daß du das nicht ſollſt," ſagte er.

Sie warf ihr Geſicht an ſeine Bruſt, umklammerte mit beiden Händen ſeine Schultern und wühlte ſich in ihn hinein.

Er hielt ſie, ſtreichelte ihren Scheitel und ſprach ihr zu: „Wir müſſen es überwinden, und wenn es noch ſo ſchwer iſt."

Mit einer Geduld, die kein Ende hatte, ſetzte er ſein tröſtliches Reden fort, bis ſie ruhiger geworden war, und hieß ſie dann mit ihm einen kurzen Gang in den Winter hinaus tun.

Gern ſetzte er ſich des Abends mit ihr an den Tiſch und las mit ihr gemeinſam. Sie nämlich konnte ihre Gedanken zu keinem Buche ſammeln. So jedoch, wenn er ihre kleine Hand feſt in die ſeine nahm, ging ſeine Ruhe auf ſie über, und er las ihr vor aus Büchern, aus der Zeitung oder — der Bibel.

„Und er ſprach zu ihr: Dir ſind deine Sünden vergeben," ſtand in dieſer Bibel vom Heiland und der Sünderin zu leſen.

Das verlangte ſie nochmals zu hören, und als er ihr wieder einmal das ganze Kapitel geleſen

hatte, lehnte ſie ſich auf ihrer Bank zurück, beide Hände auf den Tiſch gelegt, und ſchaute ihn unverwandt an.

„Was denkſt du?“ fragte er.

„Daß du geradeſo barmherzig biſt wie —“ antwortete ſie.

Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt leicht zu vergeben, wenn man ſelbſt Vergebung nötig hat,“ ſagte er.

Er erkannte aber bald, daß nicht nur die ſeltſame, aus ihrer Selbſtverlorenheit erklärliche Zerſtreutheit ſchuld an ihrem Hang zum Müßiggehen war, ſondern ein Ausſetzen ihrer körperlichen Kraft. Nicht daß ſie eigentlich krank war, wenn ſie auch zuweilen leiſe hüſtelte, aber manchmal ſchien es Magnus, als ob ein Wurm ihren Mut und ihren Lebensgeiſt zernage. Ihre Züge und Hände verloren das Wüſte, Zerſtörte langſam, das ſie bei ihrer Heimkehr gehabt hatten. Die Male ihres Körpers verſchwanden. Die Haut wurde weiß, zart wie Weißroſenblätter. Es ſchien, als rundeten ſich die Wangen und Arme ein wenig, aber es fehlte dem Körper die Spannkraft.

Allmählich drang ſeine Güte in ſie hinein. Wie ein vielgeſchlagenes Hündlein die Hand eines barmherzigen Menſchen beleckt, ſtreichelte ſie oft ſeinen Arm. Ihr Auge leuchtete auf, wenn er in die Stube trat. Oft und oft wiederholte ſie das ſcheue: „Was biſt du doch gut gegen mich!“

Auf einmal verlor ſie die Luſt an den Speiſen. Sie aß nur noch wie ein Vogel. Ihre Müdigkeit war groß. Magnus fand ſie mehr als einmal auf ihrem Stuhl über einer Handarbeit eingeſchlafen.

Angſt befiel ihn. Sie entſchwand zum zweitenmal ſeinen Händen, ohne daß er eine Hilfe wußte.

Er rief einen Arzt, der ſie gründlich unterſuchte, aber aus ihrem Übel nicht recht klug werden konnte. Er verordnete allerlei Stärkungsmittel, die Lukretia geduldig nahm und die auch vorübergehend eine leichte Beſſerung verurſachten.

Magnus hoffte, aber ſie ſelbſt wurde von Zweifeln befallen. Bislang hatte ſie ihrem Leiden keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Jetzt ergriff ſie plötzlich eine Angſtlichkeit, die wieder nur eine neue Form ihrer Krankheit ſelbſt war. Sie ſchreckte jetzt oft aus irgendeinem Hauswinkel auf und eilte, Magnus zu ſuchen. Wenn ſie ihn hatte, ſo klammerte ſie ſich an ihn und bat: „Laß mich nicht allein, ich fürchte mich ſo.“

Es war die Furcht vor dem Tode, die ſie ſchüttelte. Sie packte ſie beſonders, wenn der Tag ſich neigte. Sie wich dann nicht aus Magnus' Nähe, und wenn ſie leſend oder mit irgendeiner Handarbeit in der Stube ſaßen, richtete ſie zuweilen plötzlich die großen Augen auf ihn und ſagte: „Glaubſt du, daß ich ſterben muß?“

Immer wieder beruhigte er ſie, wie man ein Kind beruhigt, das ſich im Dunkeln fürchtet. Er

hielt ſie auf ſeinen Knien und ſprach vom Frühling, der ihr gut tun werde, von der Bank unterm Nußbaum, wo ſie ſitzen wollten, von der Schönheit der blühenden Welt, die einen viel Leiden vergeſſen mache. Er ſaß an ihrem Bett, wenn ſie nicht einſchlafen konnte, und er fing wieder an wie früher, ihr manchmal eine kleine Gabe heimzubringen. Wenn die Angſt vor einem Unerklärlichen nicht geweſen wäre, ſo hätten ſie ſich ganz glücklich gefühlt, Magnus im Gefühl eines großen inneren Friedens, den ihm das Bemühen um die arme Kranke gab, Lukretia, weil ſie nicht mehr Mut und Kraft zu neuen Wünſchen hatte und ſich in ſeine Obhut ſchmiegte wie eines, das ſich ſchlafſüchtig in weiche Kiſſen gräbt. So ſehr war Magnus' Sinn von Lukretia eingenommen, daß er ſeltener als ſonſt an Berta dachte und die alte Bedrängnis um ſeine Schuld ihn nicht mehr heimſuchte.

So kam Weihnachten. Magnus war in der Stadt geweſen und ſprach geheimnisvoll vom Chriſtbaum, der ihnen am heiligen Abend brennen ſollte.

Lukretia mußte an dieſem Abend in der Schlafſtube allein warten, bis er die Beſcherung gerichtet hatte.

„Komm bald! Mach ſchnell!" bat ſie ihn mit Tränen in den Augen, als er ſie oben allein ließ.

Er trug das Bäumchen aus dem Keller herauf und ſetzte es auf den Tiſch. Das Herz klopfte ihm

faſt wie in der eigenen Kinderzeit, während er das heimlich geſchmückte mit Kerzen beſteckte, die vier Pakete darunterlegte, die ſeine Gaben für ſeine Frau enthielten, und die Lichter entzündete. Als er fertig war, ſchritt er mit mühſam verhaltener Eile zur Tür, öffnete ſie und ſchwang ein Glöcklein, das er für den Zweck erſtanden hatte. Was war das wunderbar! Wenn er ganz weit zurückdachte, hatte er das Silberſtimmlein einer ſolchen Glocke im Ohr. Vielleicht hatte er es nie gehört, vielleicht es nur gehört zu haben gemeint. Eine tiefe Bewegung trieb ihm beinahe Tränen in die Augen, und er wartete mit Spannung auf das Erſcheinen Lukretias.

Aber die kleine Taube kam nicht.

Er lauſchte. Wo blieb ſie wohl? Sie hatten doch das Zeichen verabredet. Befremdet, bedächtig ging er nach oben.

Lukretia lag auf dem Bett, ganz angekleidet und feſt in ihre Decken gewickelt.

Er trat zu ihr, und ſie wendete ſich ihm zu, mit dem Geſicht nur ein wenig aus den Decken ſchauend.

„Es iſt Zeit, nicht wahr?“ fragte ſie.

„Haſt du am Ende ſchon geläutet?“ fuhr ſie fort und lächelte.

„Taube, kleine Taube,“ ſchalt er und zog ſie empor.

Aber ihr Lächeln ging in einen Ausdruck von

Weinen über, ihre Zähne ſchlugen aufeinander, und ſie ſchauderte. „Ich kann nicht warm werden,“ ſagte ſie. „Darum habe ich mich ſo eingewickelt.“

Er ſchlug eine Decke um ſie: „Kleiner Friervogel,“ neckte er ſie. Dann ſprach er ihr zu: „Hier iſt eben nicht eingeheizt. Komm nur. Unten iſt es warm.“

Den Arm um ſie gelegt, die Decke feſthaltend, führte er ſie hinunter.

Sie flüſterte unterwegs: „Es iſt ſo ſeltſam, als ob mein Herz nicht mehr ſchlagen könnte.“

„Das iſt alles die Kälte,“ tröſtete er.

Wirklich bekam ſie Leben und Wärme, als ſie in der Wohnſtube ankam.

Das Bäumlein funkelte. Die zwölf rotgelben Kerzenflammen, die auf weißen Wachsſtengeln auf den grünen Äſten ſtanden, waren wie kleine Tulpenknoſpen. Sie brannten ruhig und ſchlank und glitzerten.

Lukretias Augen ſpiegelten das Glitzern wider, und ihre Wangen röteten ſich.

Magnus ließ ſie jetzt los und faltete die Hände. Lang und hager und barhaupt, mit dem dünnen, graubraunen Haar faſt die niedere Decke ſtreifend, ſtand er da und betete halblaut ein Vaterunſer. Lukretia ſah von der Seite an ihm hinauf. Es war in dieſem Augenblick nichts in ihr als eine tiefe, furchtſame Verehrung.

Als er geendigt hatte, nickte er ihr zu. „Mußt

jetzt deine Sachen auspacken. Ich will ſehen, ob ich es recht getroffen habe.“

Sie gehorchte. Ihre Finger waren ſehr unſicher, während ſie die Schnüre löſte. Aber die Entdeckung deſſen, was ſeine Güte ihr beſchert hatte, allerlei nützliche Dinge, die ſie für Haus und Kleidung brauchte, und als beſondere Gabe eine kleine goldene Uhr, belebte ſie. Sie beugte ſich mit raſcher und überquellender Dankbarkeit auf ſeine Hand nieder und küßte ſie.

Sie ſaßen darauf Seite an Seite und ſahen die Kerzen niederbrennen. Magnus ſprach von dem Glück, das ihnen im Gegenſatz zu vielen anderen Menſchen beſchieden ſei, die jetzt heimatlos wären oder zu geſchäftig, um das Heil der Stille zu empfinden, oder zu zerfallen mit ſich ſelbſt oder zu leichtfertig. Er legte ein wenig ſein Herz offen vor ſie hin, indem er ihr dartat, wie dankbar er für das ſei, was ihnen jetzt gehöre, das gute Auskommen mit den Leuten der Umgegend, die einträgliche Arbeit daheim, die Möglichkeit, einiges Gute zu tun. Dann ſprach er ihr zum erſtenmal von der verſtorbenen Schweſter und von der Berta, deren helle Tapferkeit er ſchilderte.

Lukretia horchte auf, als er die beiden Namen nannte, allein es war, als fehle ihr ſelbſt zum Erſtaunen oder zur Neugier die Kraft. Sie fiel ſogleich wieder in ein dämmeriges Schweigen zurück, das nur dann und wann ein Kopfnicken

oder ein müdes „Ja," „Ja" ablöſte. Am Ende bemerkte er ihre Mattigkeit und ſagte: „Du biſt ſchläfrig, Kind. Du ſollſt dich niederlegen."

Sie meinte ihm weh zu tun, wenn ſie an dieſem Abend die Feierfreude nicht länger mit ihm teile, und wehrte ſich. Aber ſie hatte Mühe, die Lider ihrer Augen oben zu behalten, ſie fielen ihr immer wieder zu. Da lachte er in ſeiner ſtillen Art und hieß ſie in die Kammer gehen. Er wolle nur erſt die Tür ſchließen und dann nachkommen. Er küßte ſie auf ihre Stirn, dachte, wie ſehr ſie ſich verändert habe, ſeit er ſie am Karren der Landſtreicher geſehen, wie zum Umblaſen zart ſie geworden ſei, und wünſchte, der Frühling wäre ſchon da, von dem er hoffte, daß er ſie wieder kräftigen werde.

Sie ſtand auf.

„Komm bald," bat ſie ihn wieder, noch unter der Tür.

Er winkte ihr zu: „Wickle dich gut ein, kleiner Friervogel."

Dann verſchwand ſie.

Nun ſtieg er in den Keller, wo er noch Reſte von Speiſen einſtellte. An der Haustür hatte der Wind Schnee hereingeweht, und er konnte ſie nicht ſchließen, holte darum aus der Küche ein Beil, mit dem er das Eis wegklopfte. Darüber verſtrich eine Viertelſtunde. In die Nacht blickend, wunderte er ſich, wie groß und rein der Mond am dunkeln

Himmel ſtand. Auf einmal war ihm, als müßte er eilen, um zu Lukretia zu kommen. Mit raſchen Schritten ſtieg er die Treppe hinauf und öffnete die Tür der gemeinſamen Kammer.

Der Mond, den er unten geſehen, ſtand auch über dem Fenſter der Stube. Weiß, großmächtig. Breit und bleich lag ſein Widerſchein am Boden der Kammer.

In dieſem Glanz, wie umſpült von wunderklarem Quell, lag Lukretia vornübergeworfen, das Geſicht auf den einen Arm gebettet, als ob ſie ſchliefe. Sie war ſchon halb entkleidet. Ihr weißes Mieder ließ Hals und Arme frei und zeigte Linien wie weich behauener weißer Marmor.

„Lukretia!" ſagte Magnus.

Aber plötzlich blieb er ſtehen. Ein merkwürdiger, zwingender Gedanke feſſelte ihn an die Stelle. Er wußte ſo gewiß, daß die kleine Taube tot war, daß er nach dem erſten Zuſammenzucken keine Bewegung tat, ihr beizuſpringen.

So hatte er einſt beim Eintritt in ſeine Stube den weißen Vogel liegen ſehen, der ihm jahrelang Kamerad geweſen war. Eine ſo zwingende Ähnlichkeit war zwiſchen dem Jetzt und dem Damals, daß dieſer Eindruck für den Augenblick jedes andere Gefühl zurückdrängte.

Damals ſchien ihm der Inhalt ſeines Lebens geſchmälert, obwohl es faſt Sünde war, ſo viel Liebe an ein Tier zu hängen; jetzt war ihm, er ver-

liere ein Stück seiner selbst. Endlich schritt er langsam näher. Wie mochte es wohl gekommen sein? Sie hatte sich schwach gefühlt, über das Aussetzen ihres Herzens geklagt. Sicher war sie während des Auskleidens wieder von derselben Bangigkeit befallen worden, hatte sich dem Fenster nähern wollen und war da zusammengesunken.

Er bog sich nieder. Machte die Mondlichtkühle ihre Hände und Arme so kalt?

Er hob sie auf, hielt sie an sich, trug sie aufs Bett. Wie leicht sie war! Er kreuzte ihr die Arme über der zarten Brust. Über ihren Unterkörper streifte er die Decke. Und wunderte sich immer noch nicht, hatte nicht die leiseste Hoffnung, nicht den Drang, noch Leben bei ihr zu suchen.

Er fühlte kein wildes Leid, sondern nur eine schmerzvolle Leere in seinem Innern, die Erkenntnis seiner großen Armut, die sein ganzes Leben hindurch gedauert, und wenn sie je und je durch eine Schicksalsgunst gemildert worden, doch immer wiedergekommen war. Fast mehr noch als an sich selber dachte er an die tote Lukretia. Arme kleine Taube, was hatte sie von ihrem Leben gehabt? Hart hatte es sie herumgezerrt und geschüttelt. Wohl hatte sie Schuld an manchem Übelgehen, aber für vieles konnte sie nicht, sie, die von der Straße kam und auf der Straße verkommen war. Diejenigen aber, die sie peinigten, vom blonden

Paul bis zu den unbekannten anderen, von deren Mißhandlungen ſie ihm erzählt, was war ihre Schuld? Sie waren Gehilfen des Schickſals. Über ſie wie über alle ging ſein Rad.

Magnus dachte nicht an die Zeit und wie ſie ging. Am Bette neben der Toten ſitzend, verbrachte er die Nacht, ſah den Mond niedergehen, die Stube dunkel werden und den Morgen grauen.

Sobald es ſchicklicherweiſe anging, machte er ſich auf den Weg zum Dorf, um beim Zivilamt und beim Pfarrherrn anzuzeigen, daß ihm ſeine Frau geſtorben ſei.

Als er ins Freie trat, griff ihm der Tag mit kühlen Händen ins Geſicht. Er reckte ſich ein wenig. Trotzdem er nicht geſchlafen hatte, fühlte er ſich nicht ſchwach. Das Haus war ſtill, das er verließ, aber der Tag, in den er hinaustrat, atmete neues Leben.

Magnus vollendete den nachts angeſponnenen Gedankengang: Menſchen ſträubten ſich und kämpften, wehrten ſich gegen die innere und äußere Not und überwanden ſie. Aber es ſchien ihm, daß nicht ſowohl die Kraft und der Siegerzorn das Erſtrebenswerteſte ſei, ſondern die Beſcheidung und die Geduld. Und wieder regte ſich in ihm neben der troſtloſen Leere, die Lukretias Fortgang geweckt, ein friedliches Empfinden: Weißt du, Magnus Im Ebnet, daß du frei biſt? Daß du jetzt aus eigenem

Willen und zur Stunde, die du dir ausgesucht, hingehst, um jenen zu sagen, was dir geschehen ist. Einmal war das nicht so.

Er dachte an die Zelle, die endlosen Jahre daselbst, und bot seine Stirn dem Morgenwind. Wie kühl! Wie gut!

Siebzehntes Kapitel

Freilich war er einsam.

Lukretia war begraben. Auch die Hoffnung auf eine Wiederkehr, die sie nach ihrem ersten Weggang ihrem Manne zurückgelassen hatte, war tot. Also war Magnus sehr einsam. Und sehr arm. An die Armut erinnert, wo immer er in seinem Hause stand und ging, zeigte er sich eine Zeitlang scheuer und zurückhaltender noch als gewöhnlich gegen alle, die von außen kamen. Selbst die Kinder von Altingen fanden ihn verschlossener und kamen nicht so häufig wie sonst. Aber er schrieb der Berta, sagte ihr, wie ihm zumute war, und erzählte ihr viel vom Schicksal des armen jungen Weibes, das er auf den Friedhof geleitet hatte.

Sie antwortete, gab ihm Bericht von ihrem Leben und war immer noch ledig, obwohl sie nun schon weit über die Heiratsjahre hinaus war.

Der Gedanke, daß auch sie noch allein war, erheiterte Magnus. Vielleicht tat es der ganze Brief.

Dann lebte er weiter. Der Alltag, dieser gewaltige Schreinersmann, hobelte Sorge und Trauer glatt. Die Fäden zwischen den Altingern und

ihm ſpannen ſich aufs neue an. Der Hansli Tobler und ſein Schweſterchen ſtellten ſich wieder ein, und der Pfarrherr kam, ſo oft es ſein hohes Alter noch erlaubte. Etwa alle Monate einmal ging ein Brief nach Gerikon und kam einer von dort zurück. Es waren ganz einfache Schriftſtücke, mehr mit den Berichten von äußeren Erlebniſſen als mit Geſtändniſſen deſſen ausgefüllt, was ſie fühlten und dachten, allein zwiſchen den Zeilen mußten ſie wohl gegenſeitig mehr leſen können; denn ihre Freude an dieſen Briefen machte ihnen mehr Sonntage, als im Kalender ſtanden. Sie wurden in Magnus' Leben etwa das, was dem Tage ein Wetteraufhellen am ſpäten Abend nach ſchwerer Regendunkelheit bedeutet. Der Genügſame fing an, ſeine Tage nach dieſen Briefen zu zählen.

Das Grab Lukretias erhielt ſeine Blumen. Als der Frühling es erlaubte, bepflanzte Magnus es ſelbſt; die von Altingen rühmten ſeine Schönheit. Magnus dachte viel an die kleine Taube und redete auf dem Friedhof in Gedanken mit ihr, aber dazwiſchen hinein fiel ihm jetzt manchmal ein Wort aus einem Brief der Berta ein, und dann erfreute er ſich plötzlich an der Erkenntnis, welch nahe Freunde ſie eigentlich im Grunde waren.

Jahre vergingen wieder. Magnus war nicht jung geweſen, als ihm die Tür der Welt noch einmal aufgegangen war. Jetzt alterte er raſcher, und ſeine Wünſche machten nur noch die kleinen

Flüge vom Heute zum Morgen. Der Berta ſtarb die Mutter. Der Vater legte ſein Amt nieder und zog mit der Tochter zuſammen, während die übrigen Kinder ſich in die Welt zerſtreuten. Die Berta ſelbſt ſchien, ſoviel Magnus aus ihren Briefen entnehmen konnte, in Gerikon eine Reſpektsperſon zu werden. Sie war des Pfarrers rechte Hand in Wohltätigkeits- und Krankenpflegedingen und den Lehrkräften eine Stütze bei der Beaufſichtigung und ſelbſt beim Unterricht der Schuljugend.

Einmal fiel es Magnus auf, daß ſie ſich in einem ihrer Briefe eingehend erkundigte, ob er nicht von Altingen hie und da fortgehe. Er erwiderte ihr, daß er ſeit Lukretias Tod das Dorf und ſeine Umgegend nicht verlaſſen habe. Warum ſie aber frage, ob ſie ihn etwa beſuchen wolle.

Sie antwortete nicht darauf. Aber als der Sommer vierzehn Tage ſpäter ſeinen Anfang nahm, hörte er, während er in ſeinem Garten jätete, helle Kinderſtimmen und ſah eine kleine Vaterlandsfahne in der Morgenſonne flattern, daß ihr rotes Tuch einen rechten Glühſchein zu ihm herüberwarf. Hinter dem jungen Bannerträger zog eine Schar von Buben und Mädchen die Straße daher, bot die erhobenen Geſichter dem Frühwinde und ſchmetterte mit tapferen Stimmen ein Wanderlied.

Es war nicht gerade eine Seltenheit, daß Schulen auf ihren Ausflügen hier vorüberkamen,

und so hielt er in seiner Arbeit nicht weiter inne, als das Wohlgefallen an dem morgenfrischen Bild ihn tun hieß. Erst als eine Gruppe von Erwachsenen, die das Geleit der Kinder bildeten, stehenblieb, zu ihm hereinschaute und eine Frauengestalt sich daraus löste, die an sein Gartentor trat, wurde er aufmerksam. Er erkannte einige Leute von Gerikon. Im nächsten Augenblick stand auch schon die Berta vor ihm und reichte ihm mit raschem, kräftigem Druck die Hand. Darauf rief sie den Reisegenossen zu, daß sie sich im Wirtshaus von Altingen wiedersehen würden.

Magnus hatte eben noch Zeit, einigen der Leute, soweit sie ihm die Ehre eines Grußes erwiesen, zuzunicken. Dann marschierte die Schar weiter, und er stand mit seinem Gaste allein.

Sie maßen sich mit neugierigen Blicken. Die Jahre, während welcher sie einander nicht begegnet, waren ihnen wohl anzusehen, insbesondere fand die Berta Magnus überschlank, fast gebrechlich geworden. Sie selbst trug ein schwarzes Kleid und hielt in der Hand das gleichfarbene Seidentuch, das sie wohl mit sich trug, um es gelegentlich um den blonden Kopf zu legen. Ihre Züge waren härter und schärfer geworden, aber die hellen, mutigen Augen hatten noch immer ihren Glanz. Der Mund war rot und frisch, und es war köstlich, wie reich und heiter das Haar den Kopf umwand.

Magnus führte das Mädchen ins Haus und in

die Stube, und obwohl sie versicherte, daß sie nicht durstig sei und nachher hinüber müsse nach dem Dorfe, um mit den anderen gemeinsam das Mittagsmahl einzunehmen, stieg er gleich einer geschäftigen Hausfrau in den Keller hinunter, füllte eine Flasche mit selbstgekeltertem Most und schnitt große, ungeschickte Stücke von dem Schinken, den er über Winter geräuchert hatte. Emsig trug er seinem Gaste auf. Dann ließ er sich bei ihr nieder und teilte mit ihr das Mahl. Der goldgelbe Most funkelte in den schlichten, fußlosen Gläsern, denn die Sonne drang jetzt voll ins Zimmer herein und vermischte ihr Gold mit dem frischen Obstwein. Magnus reichte Berta das Brot, und gemächlich dann und wann ein Stück der derben Mahlzeit genießend, sprachen sie von den Dingen, wie sie in eines jeden Heimat standen und gingen. Die Berta erzählte vom Vater, von der Mutter Ende und daß die Jahre sie nicht milder noch stiller gemacht hätten. Zuletzt, da sie auf Magnus' Heim kamen und er versprach, ihr nachher Haus und Garten zu zeigen, fiel ihre Rede auf Lukretia. Die Berta spürte, wie in Magnus' Wesen etwas Suchendes kam, als sei er noch immer nicht ganz an das Fehlen der kleinen Taube gewöhnt. Sie stellte sich vor, wie die junge, fahrige Frau, deren Bild aus seinen Schilderungen ihr deutlich war, in diesen Räumen gewaltet und gegangen, und sie fühlte etwas von der Bedeutung, die sie für

Magnus und sein Bedürfnis nach einem Menschen gehabt.

Da sprach dieser: „Wenn die kleine Lukretia mir ein rechter Kamerad hätte sein können, würde ich vielleicht das Leben zu lieb, zu sträflich lieb gehabt haben, dankte ich doch immer wieder Gott, daß ich überhaupt noch einmal zum Leben kam."

Er hatte das harmlos gemeint. Erst als er es gesagt hatte, gewann es Bedeutung. Seine und Bertas Blicke kreuzten sich. Vielleicht tauchte die Stunde vor ihnen auf, da sie vor vielen Jahren miteinander im Walde gewesen waren.

Berta erkannte jetzt, vielleicht weil sie inzwischen reifer geworden, vielleicht weil sie nun mehr als damals von Magnus und seinem Leben wußte, wie scheu und verzagt er war, wenn es galt, von anderen Menschen etwas zu erwarten. Ihre innere Ehrlichkeit und Tapferkeit, die Erkenntnis, daß für sie beide ohnehin die Zeit des Planens vorüber war, zwang sie, das auszusprechen, was, wie sie wußte, ihm wohltun würde. „Sie haben zu wenig Selbstvertrauen gehabt, Herr Im Ebnet," sagte sie.

Er war betroffen.

„Es hat Leute gegeben, die wußten, daß sie sich Ihnen anvertrauen durften."

Er schob den Teller beiseite und streckte seine beiden Hände etwas über den Tisch vor, fast als ob er nach den ihrigen greifen wollte.

Sie sah, wie seine Finger zitterten.

„Sie?“ fragte er verschämt und kleinlaut.

„Ja, ich,“ erwiderte sie mit ihrer klaren, bestimmten Stimme.

„Aber,“ warf er, um sich selber zu verteidigen, ein, „die Leute, Ihre Eltern hätten es nicht begreifen können. Es wären zu viele Hindernisse gewesen.“

„Für mich nicht,“ antwortete die Berta.

Und da saßen sie nun voreinander, und des einen Blick hielt dem des anderen stand. Zuletzt gaben sie einander die Hände. Keines dachte, daß ihr Gespräch noch jetzt etwas zu ändern vermöchte. Magnus fühlte, daß er alt war, daß seine Kräfte schwanden. Er wußte, daß die Berta ihre Pflichten und Ziele hatte, und daß, was einst vor den Leuten Aufsehen und Widerspruch erregt haben würde, jetzt vor eben diesen eine Unmöglichkeit war.

Aber die Stunde hatte für beide das Große und Außerordentliche, daß sie zu einer Art Markstein für sie wurde. Sie brauchten nicht weiter zu reden. Sie empfanden, daß sie einander gut waren mit jenem klaren, leidenschaftslosen, starken Vertrauen, das das festeste Band zwischen Menschen ist. Es weckte in ihnen eine tiefe, reine Freude. Ihre Hände ließen sich und fanden sich abermals. Sie besahen darauf das Haus und sprachen von Gegenwart und Zukunft wie Leute, die alles gemeinsam haben.

Als zuletzt Bertas Zeit um war und Magnus

sie ein Stück weit gegen Altingen hinüber begleitete, gaben sie sich das Versprechen des Wiederschreibens, auch des Wiedersehens, soweit ihre Verhältnisse es erlauben würden. Dann schieden sie, ehe sie vor die Leute kamen. Hände und Augen hatten ihr heiteres, tapferes Teil am Abschied. Sie winkten sich noch einmal zu und gingen dann ihrer Wege, jedes still in sich selbst.

Magnus Im Ebnet lebte noch weiter. Die von Altingen erzählten, einer ihrer wackersten und wohltätigsten Bürger sei früher lange Jahre ein Büßer gewesen. Als er starb, sprach sein Pfarrer und Freund Ott über seinem Grabe die Worte: „Er hatte die Geduld und die Weisheit, aus zertrümmerten Lebensgütern sich so viel zu retten, daß er die Welt noch liebte."

Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 8. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.–

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 8.–9. Auflage.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.50

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 13.–14. Auflage. Geh. M 5.–, geb. M 6.50

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 13.–14. Auflage.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Herrgottsfäden. Roman. (1901). 22.–23. Auflage.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.)
11.–12. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Die Clari-Marie. Roman. (1904.)
21.–22. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.)
28.–30. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.)
22.–23. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.)
54.–58. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Einer Bewertung bedarf dieses Buch nicht. Wer es liest, hat den Künstler über seiner Schöpfung vergessen."
(Berliner Neueste Nachrichten, Berlin.)

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendschriften-ausschuß. (1907.) 51.–55. Tausend. Gebunden M 1.25

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 35.–36. Tausend. Geheftet M 5.–, geb. M 6.50

„Dieses „Buch von Menschen" ist ein Barren blinkenden Edelmetalls, wie man ihn nur selten in den mächtigen Flözen der modernen Literatur erschürft." (Neue Hamburger Zeitung.)

Bücher von Ernst Zahn

Einsamkeit. Roman. (1909.) 43.–44. Tausend.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Das Buch ist reich an packenden Episoden, und die vielen originellen Gestalten, denen wir in dem einsamen Alpendorf begegnen, sind mit der Zahn eigenen kraftvollen Lebensfülle gezeichnet."
(Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

Gesammelte Werke. I. Serie. 10 Bände.
a) Nichtillustrierte Ausgabe. (1909.) Gebunden M 25.–
b) Illustrierte Ausgabe. Mit 100 ganzseitigen Abbildungen von Prof. Eduard Stiefel in Zürich. (1914.) Geb. M 30.–

Inhalt: Erni Behaim, Bergvolk, Kämpfe, Herrgottsfäden, Menschen, Schattenhalb, Die Clari-Marie, Helden des Alltags, Lukas Hochstraßers Haus, Firnwind.

Gedichte. (1910.) 1.–5. Tausend.
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.–

„Der Liederband bringt Labsal für jedes schlichte Herz, ja Kostbarkeiten, wie die wildschöne „Föhnnacht", „Das glückhafte Schiff" usw."
(Rud. Freiherr von Caprivi in Die Zeit, Wien.)

Die Frauen von Tannò. Roman. (1911.)
29.–30. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Dieser Roman des Verfassers, der vielleicht den stärksten ethischen Gehalt von allen birgt, ist aber gleichzeitig von solcher künstlerischen Reinheit, daß man ihn als ein edles Meisterwerk begrüßen darf."
(Der Türmer, Stuttgart.)

Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.)
29.–31. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Eine Reihe von Novellen, die nicht nur zu den besten gehören, die Zahn uns geschenkt hat, die vielmehr unter die vollendetsten Novellen überhaupt gerechnet werden dürfen." (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Aus seinen Werken ausgewählt. Mit 6 Abbildungen. (1912.)
21.–25. Tausend. In Pappband M 1.25

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. (1913.)
26.–27. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Ein Roman, der sich vor den früheren des Dichters durch seine Tiefe und Fülle auszeichnet ... Sicher hat Zahn kein Buch geschrieben, das reicher wäre."
(Hochland, München.)

Bücher von Ernst Zahn

Uraltes Lied. Erzählungen. (1914.) 18.–20. Tausend.
Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Ernst Zahns Novellenbuch ist eine schöne deutsche Gabe. Sie wird allen Freunden des aufrechten Schweizers sehr willkommen sein."
(B. Z. am Mittag, Berlin.)

Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen. (1916.) 18.–19. Tausend. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.) 34.–36. Tausend. Geheftet M 5.–, gebunden M 6.50

„Diesmal hat uns Zahn wieder einmal einen Roman von frischer Schönheit und Kraft beschert. Die reiche Gestaltungskraft und treffende Schilderungskunst eines fertigen Meisters vereinigt sich in diesem Buch mit warmherziger, lebensfreudiger Auffassung und bodenständigem Gehalt."
(Staatsanzeiger, Stuttgart.)

Bergland. Vier Dichtungen. (1917.) Geh. M 2.40, geb. M 3.–

„Ein lyrisches Selbstbekenntnis, in edelster Sprache geschrieben, wie man es von diesem großen Schweizer Dichter nicht anders erwartet. Das Büchlein ist eine Goldader, die aus dem tiefen Schacht eines reichen Dichterherzens sich die Bahn ans Licht gebrochen hat."
(Offenbacher Zeitung.)

Nacht. Erzählung. (1917.) 51.–56. Tausend.
Geheftet M 4.–, gebunden M 5.50

„Ernst Zahn hat sich auch hier wieder als Meister der Seelenvertiefung und der lebendig geschilderten Menschenbeobachtung gezeigt . . . Unser besonderes Interesse gewinnt er durch die Schürzung eines Konflikts, der sich aus der Erblindung der Frau für den Gatten ergibt. Wie Zahn diese Krisis löst, ist von hervorragendem künstlerischen und dichterischen Wert. Hier steht er als ein Künstler der psychologischen Erkenntnisse und des Wortes, wie wir nur wenige besitzen."
(Post, Berlin.)

Ferner sind im Verlage von Huber & Co. in Frauenfeld erschienen:

Albin Indergand. Roman. (1900.) 44. Tauf. Geb. M 5.–

Neue Bergnovellen. (1899.) 9. Tausend. Gebunden M 4.50

Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01465 5677